

Beiträge zu feministischer Methodologie

Sturm, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sturm, G. (2007). *Beiträge zu feministischer Methodologie*. (Schriftenreihe / Zentrum für Gender Studies und Feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg, 6). Marburg: Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58321-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

zentrum für **gender** studies und
feministische **zukunfts**forschung
der philipps-universität **marburg**

6

schriften
reihe

Gabriele Sturm

BEITRÄGE ZU FEMINISTISCHER METHODOLOGIE



Philipps-Universität Marburg
Karl-von-Frisch-Straße 8a
35032 Marburg
genderzukunft@mail.uni-marburg.de

impresum

Herausgeber

Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung
Redaktion: Gabriele Sturm

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten
© Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung,
Marburg 2007

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9810739-1-1

Druck: Druckzentrum der Philipps-Universität Marburg
1. Auflage: 75
Schutzgebühr: 3,00 Euro

editorial

Das Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung dient der Forschung und Lehre im Bereich der feministischen Wissenschaften mit dem Fokus auf Zukunftsforschung. In Abgrenzung zu traditionellen disziplinären Zugängen sollen die Forschungen im Zentrum

- Geschlecht als konstitutiv für alle gesellschaftlichen Gegenstände betonen,
- auf systematische und kritische Behandlung von Zukunftsfragen ausgerichtet sein, indem die Prozessualität der behandelten Felder in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Entwicklungen betont wird,
- auf interdisziplinäre Zusammenarbeit und transdisziplinäre Bearbeitung von Forschungsfeldern ausgerichtet sein, um universalisierende bzw. diskriminierende Sichtweisen zu vermeiden.

In der Schriften-Reihe des Zentrums werden in unregelmäßiger Folge Forschungsberichte, Vorlesungen und andere wissenschaftliche Arbeiten, veröffentlicht, die im Kontext des Zentrums entstanden sind oder von Mitgliedern des Zentrums erarbeitet wurden. Wir möchten auf diesem Wege die Arbeit des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung einem größeren Publikum zugänglich machen und zur Diskussion stellen.

Bei dem vorliegenden Heft 6 handelt es sich um die Zusammenstellung von Texten zur Methodologie feministischer Wissenschaft, die mehrheitlich für die Marburger Universitätsöffentlichkeit bzw. aus Diskussionszusammenhängen des Zentrums heraus entstanden sind.

Wir danken Kerstin Pohl für die Bearbeitung des Manuskripts und die Erstellung der Druckvorlage.

Karola Maltry & Gabriele Sturm

inhalt

Impressum	2
Editorial	3
Einleitung	7
Der weibliche Blick (1995)	9
Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitative oder quantifizierendes Vorgehen (1994).	20
Methoden als Herrschaftswissen – zur verborgenen Syntax empirischer Wissenschaft (2004).	39
Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik (2001).	63
Literaturverzeichnis	76
Autorin	81
Hinweis auf Publikationen des Zentrums	83

Gabriele Sturm

Einleitung

Feministische Methodologie gehörte zunächst nicht zu meinen bewusst gewählten Arbeitsschwerpunkten. Ich hatte Mathematik und Soziologie studiert und war so dafür prädestiniert, ein berufliches Tätigkeitsfeld im Bereich der empirischen Sozialforschung zu finden – und zwar der mathematisch orientierten. Aber zugleich zählte ich mich auch zur Frauenbewegung der 1970er und 80er Jahre. Und dies hieß – zumindest an der Universität Bielefeld – mit einem großen Teil aller dort tätigen Wissenschaftlerinnen in der AG Frauenforschung bzw. später in der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) zu diskutieren, zu forschen, zu streiten, zu feiern und Hochschulpolitik zu machen. Während ich selbst als Angestellte in sozialpsychologischen Drittmittelprojekten meine Erfahrungen mit Feldarbeit, der sich rasant entwickelnden EDV und dem dazugehörigen Tagungsgeschäft machte, diskutierte ich in der IFF mit anderen Frauen deren Forschungsdesigns, beriet sie hinsichtlich statistischer Auswertungsmöglichkeiten und nahm an Supervisionsgruppen zur kommunikativen Validierung der Interpretation qualitativer Interviewauswertungen teil. Die nun hier versammelten Texte sind nicht direkt aus den beschriebenen Arbeitszusammenhängen heraus entstanden, sondern sind jüngeren Datums und richteten sich nach unterschiedlichen Anfragen aus.

Der älteste Text ist vor inzwischen 13 Jahren im Band 8 der Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie erschienen. Für dieses Buch – das dann den Titel ‚Erfahrung mit Methode‘ erhielt – sollten die Erfahrungen mit der Empirie soziologischer Frauenforschung zusammengetragen und reflektiert werden. Die Herausgeberinnen luden damals alle Autorinnen zu Rundgesprächen in die Räume der F.A.M. nach München ein, bei denen die ersten Ideen für die zu verfassenden Artikel vorgestellt und diskutiert wurden, so dass die wachsenden Texte zahlreiche Anregungen aller versammelten Kolleginnen aufnehmen konnten. Mein Artikel aus diesem Buch reagierte insbesondere auf die (nach wie vor anhaltenden) Streitigkeiten zwischen quantitativen und qualitativen MethodenvertreterInnen. Gegen das darin sich manifestierende dualistische Denken entwickelte ich die Denkfigur des methodologischen Triviums, das den Blick eher auf den beabsichtigten Forschungszweck lenken soll.

Der Eingangstext ist nur wenig jüngeren Datums. Er entspricht weitestgehend dem Vorstellungsvortrag, den ich im Juni 1995 für die Hochschuldozentur ‚Methoden der empirischen Sozialforschung – mit Anwendungsbezug Frauenforschung oder Sozialstrukturanalyse‘ an der Philipps-Universität hielt.

Auch in Marburg diskutier(t)en WissenschaftlerInnen ihre feministische Forschung – u.a. auch Methoden feministischer Wissenschaft – in einem interdisziplinären Zentrum. Bis 2001 geschah dies in der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauenforschung (IAG) und seither im Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung. Einen Ort für den Austausch bot u. a. ein regelmäßig gemeinsam veranstaltetes Kolloquium. Ein dort gehaltener Vortrag zu feministischer Wissenschaftskritik bildet den Abschluss dieses Heftes.

Der vierte Text schließlich erschien vor zwei Jahren in einem Methodologie-Lehrbuch des AK ‚Politik und Geschlecht‘ in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW). Gewünscht war ein Artikel, der etwa lauten sollte: ‚10 Jahre nach dem methodologischen Trivium‘. Die in einem solchen Titel mitschwingende Vorstellung einer Rezeptionsgeschichte ist allerdings nicht umzusetzen, weil mein Wunsch, dualisierendes methodisches Denken zu Gunsten anderer Strukturierungen aufzugeben, kaum Widerhall gefunden hat. Inwiefern ich mit einer Hamburger Kollegin an einem methodologischen Grundmodell weitergedacht habe, ist nun unter dem Titel ‚Methoden als Herrschaftswissen‘ nachzulesen.

Texte, die über einen Zeitraum von etwa zehn Jahren entstanden sind, stellen ein Themenfeld selbstverständlich nicht homogen dar. Entwicklungen und Perspektivverschiebungen sind deutlich erkennbar. Dies muss so sein, weshalb an den beiden älteren Texten außer Rechtschreibung und einer inhaltlichen Korrektur auch keine Veränderungen vorgenommen wurden.

Nun wünsche ich allen Leserinnen und Lesern, dass sie sich nicht zu schwer mit den verschlungenen Wegen methodologischen Denkens tun, sondern lustvoll mit ihrem Denken und meinen Denkmodellen experimentieren mögen.

Im Dezember 2006

Gabriele Sturm

Der weibliche Blick

(1995)¹

Der Titel meines Vortrags ist gewollt provozierend formuliert – und das durchaus als methodisches Design verstanden, da er – so hoffe ich – Fragen, Interessen, Stellungnahmen hervorruft. Da ich Sie weder in der schriftlichen Form noch aus Zeitgründen im mündlichen Vortrag nach spontanen Reaktionen fragen kann, simuliere ich einige Ihrer möglichen Fragen, die da lauten könnten: „Was heißt denn hier weiblich?“ oder „Sehe ich was, was Du nicht siehst?“ oder „Wieso schauen Frauen anders als Männer?“ oder auch „So etwas soll es geben?“ Als Aufhänger für methodologische Überlegungen genutzt möchte ich hier drei Aspekte dieses Reiz-Reaktions-Spiels vertiefen: Zum ersten möchte ich auf die angedeutete *Konstitution des Weiblichen* eingehen, indem ich unter anderem darlege, was ich unter feministischer Soziologie verstehe, da das Verständnis davon keineswegs als allseits geteilter Wissensstand vorausgesetzt werden kann. Zum zweiten möchte ich auf das *Sehen als bevorzugte männliche Sinnesweise* hindeuten. Und als Verbindungsschritt zwischen der Geschlechterkonstitution und dem geschlechtsdifferenzierten Blick möchte ich mich dem *Erkenntnisprozess* als zentralen Gegenstand empirischer Soziologie widmen, wobei ich insbesondere auf den Begriff der Objektivität eingehen werde.

Zum Ersten will ich also auf das Geschlechterkonstrukt eingehen und damit zugleich meine Perspektive als Wissenschaftlerin darlegen. Dabei setze ich voraus, dass auch wissenschaftliche Perspektiven – und nicht nur ein Alltagsverständnis – durch Interessen bzw. Fragestellungen und Handlungsbezüge geprägt sind. Diese fokussieren, bezogen auf ein Problem, das Wahrnehmen wie das Deuten wie das Handeln. Mit meinem Titel habe ich implizit eine Differenz konstruiert. Zwar habe ich mich

¹ Für den hier abgedruckten Vortrag lautete die Aufgabenstellung, eine methodologische Sicht auf das Themenfeld ‚Frauenforschung und Sozialstrukturanalyse‘ zu präsentieren. Für die Verschriftlichung habe ich weitgehend die in einem Vortrag übliche Anredeform beibehalten. Entsprechend wurde auch weitgehend auf Literaturverweise verzichtet.

Ihrer Reaktion als ZuhörerInnen bzw. als LeserInnen nicht versichert, aber unserem kulturellen Muster entspricht, dass wir bei Betonung nur eines Geschlechts das andere in der Regel als unterschieden mitdenken. Die Formulierung des weiblichen Blicks produziert nahezu selbstverständlich die Annahme der Existenz des männlichen Blicks – Sie können es an sich selbst überprüfen bzw. haben es schon getan. Die Wahrnehmung eines Gegensatzes ist für menschliche Erkenntnis sogar notwendig, denn wenn alle Menschen und Forschenden sich als in ihrem Erleben lebende Subjekte nicht von ihren Erlebnisgehalten trennen könnten, würde die Welt von allen auf identische Weise erfahren. Erst *Erfahrungsunterschiede* schaffen die Möglichkeit, von rein subjektiven Sinnstrukturen zu abstrahieren und in Folge *in einer als intersubjektiv verstandenen Außenwelt* zu agieren. Unter anderem bietet sich uns dadurch die Chance, dass wir uns zu einem Vortrag nicht zufällig, sondern intendiert am ausgewiesenen Ort treffen.

Das unausgesprochene aber mitgedachte Gegenüber weist also auf unseren Erkenntniswillen. Hinsichtlich des Geschlechts – als eines dichotom kodierten Merkmals des Menschen – ist sogar anzunehmen, dass es eine der wesentlichen Ursachen für eine weit verbreitete dualistische Konstituierung von Welt ist. Selbst wenn es uns nicht immer leicht fällt, versuchen wir häufig bis meist, unsere Wahrnehmungen in Form von *Gegensatzpaaren* zu ordnen. Es ist für uns die gebräuchlichste und gewohnteste Möglichkeit, Komplexität zu reduzieren und Ordnungsstrukturen zu entwickeln – im Alltag wie in der Wissenschaft, was übrigens auch ein Beispiel für derartige Gegenüberstellungen ist. Zahllose statistische Tests und sogar multidimensionale Verfahren präsentieren sich als polare Darstellungen und beruhen auf Paarvergleichen. Wer sich schon mit vieldimensionalen MDS oder ähnlichem geplagt hat, weiß, dass es derzeit auch kaum anders geht, wenn eine Interpretation überhaupt noch möglich sein soll. So erscheint mir auch nicht die Reduzierung problematisch, sondern, dass zu wenig beachtet oder thematisiert wird, was explizit oder vor allem implizit ausgeschlossen wurde. Dies trifft ähnlich die Konstituierung von Geschlecht als Gegensatzpaar. Zwar werden durch Dualisierung Zugänge zu nicht-binären Erkenntnisstrukturen erschwert, das grundlegende Problem besteht jedoch in der *unterschiedlichen Bewertung* der beiden Seiten. Die Welt in Dualismen zu ordnen ist seit Platon in der europäischen Philosophie gang und gäbe. Aber erst seit Aristoteles sind sie implizit mit einer Zuweisung zum Geschlechterverhältnis

verbunden: So wie Licht zu Finsternis, wie aktiv zu passiv, wie Geist zu Materie, wie außen zu innen, wie Kultur zu Natur wird das Verhältnis vom Mann zur Frau angesehen. Die damit einhergehende Bewertung weist den Frauen qua Geschlecht immer den schlechteren Pol zu. Den Zusammenhang dieser hierarchischen Ordnung mit den Charakteristika unseres Wissenschaftssystems weist Evelyn Fox Keller insbesondere für die Naturwissenschaften nach. Speziell durch wertende Dualismen werden Spaltungen verfestigt, die es unmöglich machen, dass die Erfahrungen von Welt und Natur als mit den Forschenden verbunden wahrgenommen werden können. Stattdessen hat der Wissenschaftler autonom zu agieren. Als herrschender Erkenntnisstruktur weist Evelyn Fox Keller dieser Ordnung den Begriff des *Wissenschaft-Geschlechter-Systems* zu. Die untergeordnete Rolle von Frauen in den europäischen Gesellschaften erfuhr durch den Aufstieg neuzeitlicher Wissenschaft so nicht unerklärbar ihren Tiefpunkt: Mehr denn je hatten sie zu leiden, falls sie Anspruch auf das den Männern vorbehaltene Seinsprinzip erhoben, denn damit stellten sie sich außerhalb natürlicher Ordnung und waren darum zu strafen. Erst mit der Frauenbewegung – der Alten wie der Neuen – scheint Bewegung auch in das Wissenschaft-Geschlechter-System gekommen zu sein.

Während es der Frauenbewegung um die Lösung von Frauen aus unterdrückenden Herrschaftsverhältnissen geht, zielt eine *feministische Soziologie* auf eine Analyse des zugrunde liegenden hierarchischen Geschlechterverhältnisses und auf Kritik aller daraus resultierenden Gesellschaftsformationen. Das Geschlechterverhältnis weist für die Analyse unterschiedliche, sich teils überlagernde Fassetten auf, von denen ich zur Zeit vier formuliere:

1. erleben wir das Geschlechterverhältnis auf der Ebene der persönlichen *Beziehung zwischen Geschlechtsindividuen*. Mit den daraus resultierenden Alltagsproblemen haben wir alle zu tun auch wenn wir gegenwärtig in keiner heterosexuellen Partnerschaft leben, da die unterschiedliche Vergeschlechtlichung unsere Rollen-Erwartungen und geschlechtstypische Verhaltensweisen bedingt.
2. wirkt die Zugehörigkeit zu einer der beiden Genusgruppen *im kategorialen Sinn* auf der Ebene der Sozialstruktur als starke Trennvariable, weshalb zahlreiche Situationsanalysen als Vergleichsuntersu-

chungen hinsichtlich verschiedenster Merkmalsverteilungen durchgeführt werden.

3. ist das Geschlechterverhältnis als *überindividuelles Vergesellschaftungsverhältnis* zu untersuchen, wobei zur Zeit das Augenmerk insbesondere auf der Entwicklung von Arbeitsteilung, Fortpflanzung und Eigentumssicherung liegt.
4. manifestiert sich das Geschlechterverhältnis als *kulturell-historischer Ausdruck* mit symbolisch belegten Bedeutungsträgern. Die soeben kurz angesprochene Kritik am dualistischen Weltbild verweist auf zugehörige Dekonstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit.

Auf dieser letzten Analyseebene will ich mich im Folgenden hauptsächlich bewegen. Eine Beschränkung auf qualitativ oder quantifizierend operierende Methoden oder Verfahren ist für keine der angeführten Fassetten sinnvoll.

Damit möchte ich meine Standortbestimmung hinsichtlich der Konstitution des Weiblichen vorerst beenden und schauen, was dies für Methoden bedeutet. Dabei ist das Ziel immer noch die Klärung des im Titelthema angesprochenen möglicherweise geschlechtsspezifischen² Blicks. Sie hören schon, ich gedenke noch nicht, die unausgesprochene Frage, ob es einen solchen gibt, zu beantworten. Vielmehr möchte ich mich zu-

² In der deutschen Alltagssprache und teilweise auch in der Wissenschaft wird das Wort „geschlechtsspezifisch“ für alle Kennzeichnungen von Unterschieden zwischen Angehörigen der beiden Genusgruppen verwendet, d. h. bestimmte Merkmale sind spezifisch männlich oder spezifisch weiblich. Aus außereuropäischen Kulturen sind Unterscheidungen nach drei oder mehr Geschlechtern bekannt, auf die ich hier nicht eingehen kann. Wenn ich hinsichtlich des gesellschaftlich verwirklichten Konzepts der Zweigeschlechtlichkeit entsprechend der englischen Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ nach biologischem und sozialem Geschlecht unterscheide, ist nicht mehr einfach von Geschlechtsspezifik zu reden. Dem Vorschlag von Annette Degenhardt & Hanns Martin Trautner (1979) folgend, bezeichne ich Merkmale, die nur bei einer Genusgruppe vorkommen (z. B. Gebärfähigkeit) als „geschlechtsspezifisch“ und Merkmale, die im Laufe der Sozialisation erworben werden als „geschlechtstypisch“. Sozialisierte Geschlechtstypik kann – so gesehen – zunächst bei beiden Genusgruppen ermittelt und anschließend zur Charakterisierung von Geschlechterverhältnissen vergleichend interpretiert werden, während eine festgestellte biologische Geschlechtsspezifik immer nur auf eine Genusgruppe zutrifft, als solche aber durchaus in die Interpretation von Geschlechterverhältnissen mit einfließen muss. Sowohl Vorstellungen des biologischen als auch des sozialen Geschlechts unterliegen historischen Einflüssen. Insofern dürfte sich der Sprachgebrauch durch konstruktivistische Geschlechtertheorie weiter verändern.

nächst einigen *Möglichkeiten und Grenzen des Erkenntnisprozesses* widmen sowie dem Anspruch an Wissenschaft, dass sie allgemeingültige Aussagen verkünden möge. Das Problem für die Methoden empirischer Forschung besteht dabei in der Verwechslung eines planmäßigen, geordneten, kontrollierten Vorgehens zwecks Erkenntnisgewinnung mit der Entscheidung, was als wahr konstatiert werden kann oder soll. „méthodos“, die griechische Wurzel des Begriffs *Methode*, heißt nichts anderes als das Nach-Gehen, Hinterher-Gehen, der Weg zu etwas hin. Methoden sind somit abhängig vom Ziel, von der Fragestellung und nur daran gebunden als geeignet oder ungeeignet zu beurteilen. Der Weg hängt zudem von der Person ab, die ihm folgt. So ist Wissenschaft – und nicht nur die Sozialwissenschaften – immer als soziale Unternehmung zu verstehen. Jegliche Messung beruht auf der Wechselwirkung zwischen Sender und Empfänger. Die Erfolge von Wissenschaft folgern somit aus der Fähigkeit zur Interaktion, beruhen auf Austausch und der Verständigung über verschiedene Perspektiven, um dann auf jeweils abstrakterer Ebene zu einer gemeinsamen Aussage zu gelangen. Wahrheit kann somit nur soziale Wahrheit sein, denn sie ist keine Eigenschaft von Dingen, sondern von Sätzen, die an erkennende und handelnde Menschen gebunden sind. Sätze werden zudem nicht gefunden, sondern sind aufzustellen und entsprechend auch zu ändern oder zu verwerfen.

Dergleichen Vertauschungen von Allgemeinem mit Besonderem oder von Ordnung mit Entwicklung etc. behandelt ausführlich die Typentheorie. Wenn ich den Weg also nicht mehr mit dem Ziel verwechsele, kann ich mich dem nächsten Klassifikationsproblem zuwenden. Meine nächste Begriffsklärung bezieht sich auf eines der klassischen Gütekriterien empirischer Sozialforschung. Als solche gelten Objektivität, Reliabilität und Validität, die zudem als einander implizierend definiert werden. Dadurch erscheint die *Objektivität* als Kern, als unabdingbar für traditionelle Messung. In Methodenlehrbüchern sind diese Gütekriterien ausschließlich für das Messinstrument und seinen Verwendungskontext formuliert. Angewendet wird speziell der Begriff der Objektivität im wissenschaftlichen Alltag allerdings wiederum eher im Sinne von richtig bzw. neutral. Was heißt nun objektiv, wenn ich nach der Wortwurzel schaue. Im Lateinischen heißt „obicere = entgegenwerfen, entgegenstellen, vorsetzen, vorwerfen“. Das *Objekt* als obiectum ist dann das Entgegengeworfene, der Vorwurf, auch der Gegenstand, das Vorgestellte. Damit ist mir das Ziel von Methode gegeben, auf das sich das Tätig-Sein, das Dem-Weg-

Folgen bezieht. Objektiv meint dann das dem Gegenstand Anhaftende – durchaus unabhängig von Messmethode und Beobachter bzw. Beobachterin, worauf in der Physik insbesondere durch den Begriff der Objektivierbarkeit hingewiesen wird. Übrigens stammt entsprechend subjektiv aus „subicere = darunter werfen, zugrunde legen, unterlegen“. Ein *Subjekt* bezeichnet somit die Basis, die Grundlage, das Untergelegte, von wo aus Erkennen und Handeln auf einen Gegenstand zu möglich wird. Diese Definition wird auch durch die aktuelle feministische Theoriedebatte um ein situiertes versus ein konstituiertes Subjekt nicht in Frage gestellt.

Mir erscheint, an diesen Begriffshintergründen besonders erwähnenswert der implizierte *Eigensinn* des Objektes als des mir Entgegenstehenden zu sein, was einer Vorstellung von Neutralität im Sinne von Nicht-beteiligt-Sein widerspricht. Diesen Eigensinn des mir Entgegengeworfenen kann ich meines Erachtens auch in der wissenschaftlichen Interaktion nur bedingt begreifen. Er zwingt mich jedoch zu bewusster Subjektivität, d. h. zur Stellungnahme und zu Entscheidungen über den Fortgang des Forschungsprozesses. Die Eigenheit des Objektes ist zu beeinflussen und sogar zu zerstören, aber dann wird aus dem Gegenstand ein Ableger einer individuellen statt subjektiven Perspektive. Als Folge kann kaum mehr als Langeweile bzw. Gleichmaß produziert werden. Objektivität als Überparteilichkeit bildet somit weniger ein Problem, wenn der Begriff begrenzt angewendet wird beim Einsatz eines wohldefinierten Erhebungsinstrumentes – auch wenn zu diskutieren ist, ob Werthaltungen und diesen zugrunde liegende Erfahrungskontexte nicht auch Einfluss auf die Syntax einer Theorie nehmen und somit jede Methodenkonstruktion beeinflussen. Bei der Erstellung eines Erhebungsinstrumentes im Sinne von Methodenwahl ist der Begriff der Objektivität – sofern es um Neutralität statt um Angemessenheit geht – fehl am Platz. Objektiv sollte also nicht mehr als Bewertungskategorie, sondern als Klassifikation von dem Gegenstand angehörenden Eigenheiten verstanden werden, die in einem kontrollierten Interaktionsprozess von Erfahrung zu Erkenntnis werden. Im Weiteren kann ich mich nun dem Zusammenhang von Methode und Geschlechterverhältnis widmen.

Dazu brauche ich nur bislang schon Zusammengetragenes auch zusammenzudenken, als Folien aufeinander zu legen. Da ist auf der einen Folie Methode als der sich entwickelnde Weg zwischen Subjekt und Objekt im Forschungsprozess, wobei Subjekt wie Objekt durch vergleichba-

re Eigenständigkeit gekennzeichnet sind. Diese potenzielle Gleichwertigkeit sagt allerdings nichts aus hinsichtlich der Zugriffsmöglichkeiten der Erkenntnissuchenden auf den Gegenstand ihrer Begierde. Auf der anderen Folie ist das Geschlechterverhältnis in seinen verschiedenen auftretenden Fassetten, die derzeit nicht allein durch Differenz, sondern durch *Hierarchie* gekennzeichnet sind. Ich benütze bewusst das Wort Hierarchie, das im Kirchenlatein die „heilige Rangordnung“, das gottgeweihte Herrschen bezeichnete. Die Worte Ungleichheit oder Verschiedenheit können das Herrschaftsverhältnis von Männern über Frauen in einer patriarchalischen Kultur nur unzureichend beschreiben bzw. dienen der Verschleierung. Frauen waren in und für neuzeitliche Wissenschaft so unwichtig, dass sie als Objekte derselben kaum, als Subjekte im Prinzip nie in Erscheinung traten. Die Geschichte der Frauenbildung als Voraussetzung für eine mögliche Wissenschaftslaufbahn spricht eine deutliche Sprache: Erst mit der sogenannten „Alten“ Frauenbewegung im 19. Jahrhundert erstritten sich Frauen den Zugang zu öffentlichen Schulen und in der Folge die Hochschulzulassung. Die Erweiterung der Bildungschancen für Frauen auf der einen Seite ging jedoch einher mit einer Sublimierung ihrer familiären Abhängigkeit auf der anderen Seite: Was Ursula Beer als sekundären Patriarchalismus analysiert hat ist die Etablierung des Normalarbeitsverhältnisses mit dem Vorbild männlicher Industriearbeit zeitgleich mit der Normalfamilie als Kleinfamilie mit der Mutter als Familienmanagerin. Mit dieser in einer Arbeitsgesellschaft hierarchischen Arbeitsteilung haben Frauen auch als Objekte von Wissenschaft „schlechte Karten“. Wie es am Beispiel der Psychoanalyse besonders deutlich wurde, erschienen sie – falls überhaupt separat betrachtet – als Exoten, Monstren, das Fremde, als *von der Normalität männlicher Ordnung Abweichende*. Den Forschenden gegenüber gleichwertige Eigenständigkeit zu beanspruchen war in einer sich hauptsächlich technisch-sezierend verstehenden Methodenauffassung im Sinne Francis Bacons³ kaum möglich. So verbreitete sich in der Frauenbewegung die abweh-

³ Francis Bacon (1561 – 1626) war Anwalt, Politiker, Schriftsteller, Philosoph. Als Oberster Kronanwalt war er u. a. für die Hexenjagden in England zuständig, die in der angelsächsischen Welt in den Bereich des Strafrechts (1604: Witchcraft Act) und nicht des religiösen Rechts fielen. Bacon gilt als Begründer moderner Empirie. Die rational geleitete Vermehrung des Wissens und die Fundierung menschlicher Erkenntnis war ihm dabei nicht Selbstzweck, sondern Mittel, Herrschaft über die Natur zu gewinnen. Gegen das bis dahin deduktiv orientierte Methodenideal baute er die induktive Argumentation aus, die auf einer systematischen Variation der Rahmenbedingungen beruht.

rende Beschreibung traditioneller Forschung als mit der Gefahr des Zum-Ding-degradiert-Werdens verbunden.

Die in den 1970er Jahren sich konstituierende Frauenforschung suchte folglich nach eigenen alternativen Kriterien für Frauen im Forschungsprozess. Prägend für methodologische Diskussionen wurden dabei die „Methodischen Postulate zur Frauenforschung“ von Maria Mies aus dem Jahr 1978. Sie rief damals auf

- zu bewusster Parteilichkeit für die Aufhebung der Unterdrückung der Frau, gegen eine verkürzt und verallgemeinert als Neutralität und Indifferenz verstandene Werturteilsfreiheit;
- zu einer Sicht von unten, im Dienste der beherrschten Gruppen;
- zur aktiven Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen;
- zur Veränderung des status quo als Ziel von Forschung;
- zur Auswahl des Forschungsgegenstandes nach strategischen Erfordernissen der Frauenbewegung und
- zur Organisation von Forschung als beidseitigen Bewusstwerdungsprozess für Forschende und Erforschte.

Die Formulierung dieser Postulate resultierte aus den Erfahrungen der Frauenbewegung, also aus politischem Handeln verbunden mit kritischer Wissenschaftshaltung. Auch wenn sie einigen von Ihnen fremd erscheinen mögen, sind sie nicht sehr unterschiedlich zu den zuvor von mir vorgenommenen Begriffsinterpretationen hinsichtlich Methode sowie dem Verhältnis von subjektiv versus objektiv. Denn gefordert wird die Klärung der *Voraussetzungen* einschließlich des eigenen – bislang meist selbstverständlich androzentrisch geprägten – *Standortes*, weiter die Betonung des *Praxiskontextes* und des *Forschungsinteresses* als Erkenntnis und Methodenwahl leitend, sowie das Bewusstsein davon, dass ein Forschungsprozess als *Suchbewegung* zwischen prinzipiell gleichwertigem Subjekt und Objekt *keine Seite unverändert* lassen kann. Deshalb bedarf Forschung einer politischen bzw. öffentlichen Reflexion, da immer das Gemeinwesen von der Auswirkung betroffen ist. Würde solches von allen Forschenden bedacht und eingehalten, sähen unsere Gesellschaft wie das Geschlechterverhältnis wie auch unsere wissenschaftlichen Methoden wahrscheinlich anders aus.

Methodenwahl ist also insofern *geschlechtsabhängig* als Vergeschlechtlichung und Vergesellschaftung Frauen und Männer unterschiedlich geprägt und ihnen in der Regel verschiedene Erfahrungskontexte ermöglicht haben. Die Frage nach dem weiblichen Blick müsste also zum einen schauen, was es an *gemeinsamem Wirklichkeitsverständnis* gibt – was ich auch als gesamtgesellschaftliche Erfahrung bezeichnen könnte. Diesbezüglich schätze ich interindividuelle Faktizität als weitgehend unbekanntes Schnittmenge ein. Zum anderen gehe ich aber auch davon aus, dass ich in der Regel meine Wirklichkeit zu großen Teilen mit Anderen teile, und dass die Anderen ihrerseits von ganz Entsprechendem ausgehen. Allerdings müssen wir uns über Gemeinsames und Trennendes entschieden deutlicher austauschen. Erst dann kann überlegt werden, inwiefern Frauen und Männer *miteinander etwas intentional verändern* wollen am sie betreffenden Trennungszustand? Das mag ich hier nicht beantworten, sollten Sie sich aber weiterführend fragen!

Neben dieser Differenz zwischen Angehörigen der beiden Genusgruppen ist nicht zu vergessen, dass die Differenz zwischen Männern bzw. die zwischen Frauen entsprechend ihren Lebensumständen zudem noch einiges an Varianz hinsichtlich möglicher Erkenntnisperspektiven erzeugt. So erwarte ich auf der Ebene von Mittelwertsvergleichen wenn es um geschlechtstypische Wahrnehmung geht auch nur vereinzelte überzufällige Unterschiede – abhängig von der Variablenkonstruktion. Wie aber komme ich darüber hinaus zu Aussagen über den weiblichen oder männlichen Blick?

Dazu möchte ich in diesem letzten Teil meiner Ausführungen kurz auf analysierende Folgerungen von Craig Owens eingehen, der sich als amerikanischer Kunstkritiker viele Jahre am Disput um Postmoderne beteiligte. In einem Artikel mit dem Titel „Der Diskurs der Anderen - Feministinnen und Postmoderne“ unterscheidet er die Themen und Darstellungen weiblicher und männlicher Kunstschaffender im Hinblick auf ihre Fähigkeit, Differenz zu erkennen. Zunächst habe es so ausgesehen, dass feministische Kritik sich nicht unterscheidet von sogenannten postmodernen Forderungen. Jedoch erwiesen sich Grundlagen und Zielrichtung als wesentlich unterschiedlich. Nachdem schon Martin Heidegger das Wesen der Neuzeit dadurch für ausgezeichnet hielt, dass die Welt zum Bild wird bzw. man als Subjekt die Welt schafft, führte Luce Irigaray

1978 (zitiert in Owens 1986, S. 186) weiter aus: „Sich des Blickes zu bedienen ist das Privileg der Männer und nicht der Frauen. Denn das Auge objektiviert und beherrscht stärker als die anderen Sinne. Es stellt Distanz her, hält diese Distanz aufrecht. Die Dominanz des Blickes über Geruch, Geschmack, Berührung und Hören hat körperliche Beziehungen in unserer Kultur verkümmern lassen [...]. In dem Moment, in dem der Blick dominiert, verliert der Körper seine Materialität“. Letzteres heißt, er wird in Bildlichkeit transformiert. Eine *Herrschaftsstruktur der Moderne* besteht so im *Repräsentationsprinzip*. Dieses schließt Frauen als Subjekte der Darstellung aus, lässt sie nur zu als Objekte im Modus einer Darstellung des Nichtdarstellbaren – wie der Natur, der Wahrheit, des Erhabenen. So treten Männer auf als das Sichtbare, Frauen als das Unsichtbare. Da, wo die sexuelle Differenz dargestellt wird, ist es kein Abbild anatomischer Differenz, sondern der ihr zugeschriebenen Werte: Der veröffentlichte Phallus ist lediglich Signifikant. Dies eingedenk arbeiten die meisten Künstlerinnen weiterhin bzw. ausdrücklich mit dem vorhandenen Repertoire kultureller Symbolik, denn ihr Subjekt, weibliche Sexualität, konstituiert sich immer in und als Repräsentation, als Repräsentation des Begehrens des Mannes.

Daraus folgert, dass ein *genuin weiblicher Blick derzeit nicht existiert* weder geschlechtstypisch noch gar geschlechtsspezifisch (siehe auch vergleichbare Ergebnisse in der Identitäts-Diskussion). Den männlichen Blick dagegen kennen wir sehr gut – unter anderem als Bildtitel, den einige Maler für ihre Werke gewählt haben. Weiterhin wird deutlich, dass Frauen sich dagegen wehren, im postmodernen Kauderwelsch Differenz mit Hierarchie, Vielfalt mit Beliebigkeit oder Objektivität mit Entscheidungsverweigerung zu verwechseln. Für die empirische Forschung bedeutet solche Analyse zudem verschärfte Reflexionsanforderungen für ein Basis-Erhebungsinstrument der Empirischen Sozialforschung: die Beobachtung!

Abschließend möchte ich aus meinen Thesen vier Folgerungen ableiten:

1. Dichotome Ordnungskategorien sind für wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt hinderlich obwohl sie eine überschaubare Strukturierung sehr erleichtern. Sie sollten zumindest ergänzt werden. Zugleich ist im politischen Handeln Differenz zu betonen, um einer Es-ist-alles-egal-Haltung entgegenzuwirken.

2. Die vier Wirkungsebenen des Geschlechterverhältnissen, die derzeit von der Geschlechterforschung untersucht werden, sind nur mit Hilfe des gesamten zur Verfügung stehenden Methodenspektrums zu bearbeiten und fordern darüber hinaus zur Neu- und Weiterentwicklung von Methodologie und Methoden heraus.
3. Manches aus dem üblichen Methodeninventar wird aufgrund einer oft wenig überzeugend erlebten Forschungspraxis abgelehnt. Eine Rückbesinnung (nicht nur mittels etymologischem Zugriff) auf Bedeutungsgehalte methodologischer Grundbegriffe kann nicht schaden.
4. Wenn Sehen ein von den Geschlechtern unterschiedlich eingeübter Sinn ist, muss insbesondere in Beobachtungsstudien wesentlich präziser auf die Erhebungssituation geachtet werden. Es ist vor allem zu fragen, wessen Realität sich vergegenständlicht hat und heute sichtbar ist?

Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitatives oder quantifizierendes Vorgehen

(1994)⁴

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich denke nicht, dass es feministische Methoden gibt! Allerdings gehe ich davon aus, dass aus dem zur Verfügung stehenden Methodenspektrum nicht jeder Ansatz gleichermaßen geeignet ist, Fragen des Geschlechterverhältnisses zu erforschen – es gibt also durchaus eine feministisch begründete Wahl adäquater/er Methoden.

Zum einen stellt sich die Entscheidung für ein spezielles methodisches Vorgehen als eine operational⁵ begründete dar, da unterschiedliche Problemstellungen, Vorannahmen und Forschungsziele auch verschiedenen Instrumente und Strategien der methodischen Bearbeitung nahe legen; diesbezüglich unterscheiden sich Frauenforscherinnen „nur“ durch ihren Blick auf bzw. erweiterte Aufmerksamkeit für die Realität von anderen Forschenden.

Zum anderen ist die Entscheidung für Methode und Verfahren aber auch verknüpft mit oder gar überlagert von ideologischen Zuschreibungen bzw. Vereinnahmungen, die – insbesondere wenn es um die Alternative quantitativ oder qualitativ geht – eine Berücksichtigung der damit implizit mitgedachten Inhalte erforderlich machen kann oder sollte.

⁴ Dieser Artikel erschien erstmals 1994 in: Angelika Dietzinger, Hedwig Kitzer, Ingrid Anker, Irma Bingel, Erika Haas & Simone Odierna (Hg.), *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (Forum Frauenforschung, Bd. 8, S. 85-104). Freiburg: Kore. Bei der Wiederveröffentlichung habe ich im letzten Teil einen gedanklichen „Dreher“ korrigiert sowie in geringfügigem Maße sprachliche Glättungen vorgenommen. Die beiden Abbildungen wurden aufgrund veränderter Grafikprogramme neu erstellt. An der Argumentationsstruktur ist nichts verändert worden!

⁵ Eine operationale Begründung folgt zuvor festgelegten / festzulegenden Grundsätzen und präferiert in der Ausrichtung auf ein bestimmtes Ziel hin ein Lösungsverfahren, das entsprechend den Vorannahmen und Erkenntnisinteressen zu operationalisieren ist. Unter Operationen werden zielorientiert aufeinander folgende Handlungen, Denkvorgänge, Arbeitsschritte etc. verstanden.

Und schließlich ist auch wissenschaftliches Arbeiten unabhängig von persönlichen Präferenzen und alltagsbedingten Erfahrungen der Forschenden, die sich u. a. in der Methodenwahl ausdrücken können.

Welche Ansätze stellen sich also derzeit als die adäquateren für forschende Frauen dar? Infolge des Methodenstreites der vergangenen Jahrzehnte – u. a. ausgehend vom Positivismusstreit in der deutschen Soziologie – hat sich die Diskussion häufig auf eine Polarisierung „qualitativ versus quantitativ“ verkürzt, ohne in jedem Fall die Möglichkeiten und die Grenzen der Verfahren ausgelotet zu haben oder auf den sich gegenseitig ergänzenden Charakter eingegangen zu sein. Da der Frauenforschung häufig zugeschrieben wird, eher qualitative Forschungsansätze zu präferieren, möchte ich auf verschiedenen Ebenen untersuchen, was diese größere Nähe bedingen könnte – zunächst anhand einiger kurzer wissenschaftshistorischer Aspekte und dann mittels einer ausschnitthaften Gegenüberstellung von quantifizierenden und sogenannten qualitative vorgehenden Methoden und Verfahren.

Frauen und Forschung in der Vergangenheit

Zählen/Rechnen und Auslegen⁶ waren in der Wissenschaft des sogenannten *Altertums* – worunter die Zeit der Hochkulturen des Mittelmeerraumes bis zum Zusammenbruch des römischen Reiches im 3./4. Jahrhundert verstanden wird – nicht als Opposition zu denken ebenso wenig wie sich wissenschaftliches Tun auf nur einen Bereich der Wirklichkeit beschränkt hätte. In einem aus heutiger Sicht weniger differenzierten, magischen Weltbild gehörte Zählen wie jeder andere Erkenntnisprozess zur Aneignung bzw. Konstitution von Realität. Unter einer materialistischen Betrachtungsweise lassen sich auf den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen ähnliche Strukturprinzipien ausmachen: Z. B. korrespondierte im antiken Griechenland die Ständegesellschaft der Polis mit dem Kunstideal des Goldenen Schnittes und mit einem Zahlenraum, der auf Q – die rationalen Zahlen des Dezimalsystems – beschränkt war, während schon die Kenntnis der Wurzel 2 – als Zahlenwert der Diagonale im Quadrat – den Rahmen damaliger Realität, in der alles im Verhältnis zueinander stehend verstanden wurde, gesprengt hätte. Zahlen/-systeme waren insofern nie etwas Neutrales, da sie durch ihre

⁶ Mit diesem Begriff möchte ich an dieser Stelle die Diskussion um Verstehen versus Erklären umgehen.

Axiomatik Denkstrukturen und Deutungsmuster sowohl abbilden als auch fest- bzw. zumindest nahe legen. Ob eine stärker von Frauen und ihrer Lebenswelt dominierte Kultur einen alternativen Zahlenraum entwickelt hätte, ist m. E. müßig zu spekulieren bzw. in Teilaspekten Mathematiker/innen, Ethnolog/inn/en oder Historiker/innen für zukünftige Forschungen zu überlassen. Meinerseits gehe ich nicht davon aus, dass Frauen „von Natur aus“ zahlenlos lebten, sondern dass sie sehr wohl Anteil daran hatten, die Welt zählend und rechnend zu erfassen – z. B. waren Orakel oft auf Zahlenmystik begründet und wurden in der Regel von Priesterinnen verkündet. Damit verhielten sich Frauen bis zum Mittelalter – trotz gesellschaftlich ungleicher Wertigkeit der Geschlechter – systemkonform zur organischen, teilweise animistischen Naturauffassung aller traditionellen Kulturen.

Die *neuzeitliche Wissenschaft* gründet in der Auflösung des aristotelischen Weltbildes, das erfahrungswissenschaftlich begründet war, und der zugehörigen scholastischen Philosophie. Sandra Harding (1990, S. 234ff.) kennzeichnet die zeitliche Verankerung des Ursprungsmythos der modernen Wissenschaft durch drei Stadien:

1. Der Zusammenbruch feudalistischer Arbeitsteilung, die auf einer Trennung von Handwerk und Intelligenz beruhte, bot eine Voraussetzung für die Entwicklung der experimentellen Methode.
2. Die neuen kognitiven Strukturen der Wissenschaft fanden Unterstützung, weil sie mit dem Kampf gegen die Vorherrschaft der politischen und geistigen Autoritäten des Feudalismus in eins fielen, wie die englische *New Science Movement* belegt.
3. Im Zuge der Restauration (1662 Royal Society, 1666 Académie des Sciences) setzte sich als neue Arbeitsteilung die Trennung der kognitiven von den (im engeren Sinne) gesellschaftlichen Zielsetzungen durch. Eine etablierungswürdige Wissenschaft wurde auf ihre Methode reduziert und so zur positivistisch wertfreien.

Diese von der traditionellen Wissenschaftsgeschichte als fortschrittlich erklärte Zeit bedeutete für das Alltagsleben aller Menschen in Europa eine der finstersten Epochen. Insbesondere für Frauen, denen immer eine größere Nähe zur Natur zugeschrieben wurde/wird, hieß es, dass ihre „Naturhaftigkeit“ wie die „Restnatur“ entseelt und objektiviert werden muss/te. Sobald weibliche Sexualität – als Ausdruck ihrer Naturverbun-

denheit und Nähe zum Bösen – nicht von Männern kontrolliert werden konnte/kann, wird sie als Bedrohung der Gesellschaftsordnung – als auf männlich-menschlichem Intellekt beruhend und gegen das weiblich-natürliche Chaos gerichtet – empfunden und Frauen waren/sind darob zu verstümmeln oder gar auszumerzen.

Der zu Beginn der Neuzeit entstandene Begriff von Natur als bloßem Objekt technisch-mechanischer Produktionsprozesse und die Differenzierung von Wissenschaft in Naturwissenschaften und „andere“ hat sich in wesentlichen Zügen bis heute gehalten. Die Allegorie der *Natura* wurde zwar noch lange positiv gedeutet, aber in der bürgerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts wechselte ihre Bedeutungsgestalt endgültig zum Symbol für männliche Naturbeherrschung und den Vernunftgedanken (vgl. dazu auch Bovenschen 1977; Merchant 1980). Ein gesellschaftlicher Positivismus geht – bei aller Unterschiedlichkeit der verschiedenen Schulen – davon aus, dass die Methoden und Verfahren der nur noch als Gesetzeswissenschaft verstandenen Naturwissenschaften die einzig wahren auch für die Sozialwissenschaften sind und dass nur solche Phänomene als gesichertes Wissen angesehen werden dürfen, die unabhängig von der Person und beliebig wiederholbar beobachtbar sind.

Der *verdeckte Sexismus* liegt hier m. E. vor allem in der unreflektiert beschränkten, dualistischen Naturvorstellung, die sich zugunsten einer männlich dominierten Weltordnung – einschließlich der Wissenschaften – durchsetzte. Zugleich wurden/werden durchaus differente naturwissenschaftliche Ansätze verheimlicht oder unterdrückt, wie z. B. die Alchimie des 17. Jahrhunderts. Entsprechend steht ein dekuvierender Vergleich der sehr unterschiedlichen Erkenntnisstrukturen der Physik mit denen der Biologie noch weitgehend aus. Eine stärkere Entwicklung bzw. zumindest unterstützende Duldung solch „alternativer“ Ansätze wäre notwendig/gewesen für die potenzielle Verortung von Frauen und deren Denk- und Handlungsweisen in der Wissenschaft, aber keineswegs hinreichend für nonsexistische Forschung. Denn eine Methode ist nicht per se non-/sexistisch, sondern erst ihr Gebrauch bzw. ihr Ausschluss entscheidet darüber.⁷

⁷ Um im „gewohnten“ Forschungsalltag die Aufmerksamkeit für offenen wie verdeckten Sexismus zu schärfen, hat Margrit Eichler (1991) einen ersten vorläufigen Kriterienkatalog für

Nicht zu übersehen ist, dass sich sowohl die Psychologie als auch die Soziologie im 19. Jahrhundert als eigenständige Disziplinen erst etablieren konnten, als sie sich am naturwissenschaftlichen Fortschritt orientierten und vergleichbare mathematische Verfahren ausarbeiteten. Die nicht-quantifizierenden Verfahren, die erst zur Abgrenzung „qualitativ“ genannt wurden, fanden im späten Positivismus des Wiener Kreises durchaus ihren Platz als im weitesten Sinne Eingangsforschung (Kleining 1991a, S. 11f.).

Für meine Problemstellung hinsichtlich der Methodenwahl ist zu konstatieren, dass quantifizierend arbeitende Forschung weit verbreitet mit einem sogenannten präzisen naturwissenschaftlichen Forschungsansatz gleichgesetzt und implizit auf einem positivistischen Wissenschaftsverständnis gründend verstanden wird. Dass eine solche Verbindung allenfalls als eine Teilmengenbeziehung angesehen werden kann und eine ganze Reihe der Grundlagen quantifizierend arbeitender Wissenschaft weder auf positivistische noch auf naturwissenschaftliche Praxis rekurrieren, fasst z. B. Alan Bryman (1992, p. 42) zusammen.

Quantifizierend zu forschen bedeutet also nicht zwingend, sich einem positivistischen Paradigma zuzurechnen. Damit lässt die von Regina Becker-Schmidt & Helga Bilden (1991, S. 24) zitierte Studie, dass Ende der 70er Jahre in den USA 63 % der von Frauen publizierten Forschungsarbeiten auf statistischen Verfahren beruhten (bei Männern 71 %) vor allem folgenden Schluss zu: Frauen weichen nicht qua Geschlecht den sogenannten harten Methoden aus, sondern sie entscheiden durchaus wissend, wann sie problemorientiert und gegenstandsadäquat zu welchem Ansatz greifen.

Wenn ich die Gegenüberstellung von quantitativ versus qualitativ demnach nicht einfach durch positivistisch-objektiv versus explorativ-subjektiv ersetzen will, ist genauer zu untersuchen, welche Aussagen die verschiedenen Verfahren ermöglichen, warum Frauenforschung derzeit möglicherweise einen eher qualitativen Teil des Methodenspektrums präferiert und ob die leidige Dichotomisierung nicht durch eine andere Strukturierung des Erkenntnisprozesses aufgehoben werden kann.

Wozu dient eine Unterscheidung in qualitative und quantitative Methoden?

Wie Gerhard Kleining (1991a, S. 12) verstehe ich Methoden als intendierte Handlungsweisen, die zwischen Handelnden und den Gegenständen der Handlungen vermitteln. Dadurch eröffnen sich ein umfassenderes Verständnis der traditionellen Basismethoden Beobachtung und Experiment als *dialektisches Verhältnis von rezeptivem und aktivem Handeln*. Wissenschaftliche Methoden unterscheiden sich dabei von Alltagsverfahren nur durch ihre bewusste/re Handhabung. Der reflektierte Forschungsvorgang besteht aus einem fortgesetzten dialektischen Vermittlungsprozess, der über mehrere Stationen verläuft: Zum einen gestalte ich diesen Prozess als Forschungssubjekt und wirke auf den Forschungsgegenstand ein. Zum anderen bin ich als Mitglied der Gesellschaft bzw. als Teil eines ökologischen Wirkungsgefüges Teil eben dieses beforschten Feldes. Diese Gleichzeitigkeit bewirkt, dass ich auch als erkennend Handelnde hauptsächlich Inhalte aktualisieren kann, die als begriffene gesellschaftliche oder ökologische Wirklichkeit bereits realisiert habe. Zwecks wissenschaftlicher Analyse muss die Trennung in Erkenntnissubjekt und Erkenntnisgegenstand⁸ vollzogen werden im Bewusstsein der Ineinanderverschränktheit der beiden Positionen.

Entsprechend verhalten sich der empirische Vorgang und der Erkenntnisprozess parallel zueinander: Auf der einen Seite steht das empirische Material – gleichgültig mittels welcher Erhebungsmethode zum Faktum geworden – und auf der anderen Seite der von mir als Forschender/m gewählte Entdeckungsprozess, der qua Variation den Bereich bisheriger Erkenntnis zu verändern sucht. In diesem dialektischen Prozess werden die Forschenden also zum Bestandteil sowohl der von ihnen gewählten Daten als auch der Entdeckungsstruktur. Dieses Spannungsfeld zwi-

⁸ Ein Beispiel eines solchen Trennungsvorganges kennen wohl alle Wissenschaftstreibenden aus der Suchphase zu Beginn eines neuen Projektes. Der kreative Raum, in dem ein Thema Gestalt annimmt, ist ohne klare Abgrenzungen zwischen Subjekt und Gegenstand, zwischen Material und Vorstellung, etc. Die anfängliche, meist schwer zu ertragende Sprachlosigkeit trennt noch nicht. Erst die deutende Konkretisierung und Versprachlichung führt zur beschränkenden und für den Fortgang zugleich notwendigen Differenzierung. Eine nicht bewusst vorgenommene „Objektivierung“ kann zu Verlust der Kritikfähigkeit führen, was Monika Wohlrab-Sahr (1993) für die Frauenforschung anhand der Langzeitwirkungen der von Maria Mies 1978 formulierten „methodischen Postulate“ ausführt. Andererseits bildet diese Art Objektivität keinen Widerspruch zu einer offen gelegten Parteinahme, der eine reflektierte Entscheidung vorausgeht.

schen Material und prozesshaftem Vorgehen ist ein Grundmuster für die naturwissenschaftlichen wie für die geisteswissenschaftlichen Methoden und unterscheidet auch nicht zwischen quantifizierender und qualitativer Form.

Qualitative und quantifizierende Methoden unterscheiden sich m. E. ausschließlich hinsichtlich ihres *Abstraktionsgrades* und der daraus resultierenden Erfordernisse. Insofern halte ich übliche Gegenüberstellungen (z. B. Lamnek 1988, S. 244) eher für irritierend. Je weniger ein/e Forscher/in über den interessierenden Gegenstandsbereich weiß bzw. je mehr die vorhandenen Erklärungsmuster als einzig mögliche angezweifelt werden, um so eher muss sie/er sich qualitativer, also unstandardisierter, offener Methoden bedienen. Wenn ein Forschungsstand komplex, differenziert und nicht auf wenige Wirkungen reduzierbar ist, erscheint die mit Quantifizierung immer verbundene Vereinfachung als unangebracht und für den Erkenntnisgewinn kontraproduktiv. Erst wenn bestimmte Verallgemeinerungen schon gezogen wurden und ein in genügendem Umfang geteilter Erkenntnisstand erreicht ist, kann eine sich auf bestimmte Fragestellungen beschränkende Quantifizierung in Betracht gezogen werden.

Beim qualitativen Arbeiten entwickelt sich der Forschungsgegenstand bzw. die Fragestellung bzw. das Problem im Prozess der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material. Dagegen muss in einer quantifizierenden Untersuchung die Definition des Gegenstandsbereiches gleich zu Anfang abgeschlossen werden. Dies begründet sich darin, dass die vorzunehmende Operationalisierung die Abbildung ins numerische Relativ⁹ ermöglichen muss, das während der Analyse dann nicht mehr verlassen werden kann. Die quantifizierende Analyse lässt weiterreichende Erkenntnis also nur auf der Grundlage des für das Problemfeld akzeptierten und festgelegten Vorwissens bzw. der im Operationalisierungsvorgang gesetzten Rahmenbedingungen zu.

⁹ Für das quantifizierende Vorgehen ist immer eine Parallelisierung zwischen der Menge der Merkmalsausprägungen der interessierenden Forschungsobjekte und einer Zahlenmenge herzustellen. Weiterhin sind mit der Operationalisierung Ordnungen auf den betrachteten Elementen des Forschungsgegenstandes zu definieren. Nur so wird eine strukturtreue Abbildung vom empirischen Relativ (= Menge der Variablen bzw. der geordneten Eigenschaften) ins numerische Relativ (= Zahlenkodex der Merkmalsausprägungen) möglich, welches das Skalenniveau und damit die weitere Rechenbarkeit festlegt.

Die Schwerpunktsetzungen der beiden Herangehensweisen heben folglich sehr unterschiedliche Seiten eines möglicherweise gleichen Gegenstandsbereiches hervor: Während beim qualitativen Herangehen eher die Vielfalt und das Besondere betont wird, sind beim quantifizierenden Arbeiten eher Mehrheitsaussagen angestrebt sowie die Reduktion des Materials insbesondere aufgrund einer angestrebten Ökonomisierung.

Entsprechend sieht die für wissenschaftliche Methodik unverzichtbare *Kontrolle* des Vorgehens infolge der Verschiedenheit des Forschungsprozesses anders aus: Bei quantifizierenden Methoden erfordert die erwünschte Mathematisierbarkeit im Wesentlichen eine *von außen* herangetrugene Systematik. Die Kontrolle ist somit in der Regel eine formale, indem Erhebungssituationen wie -instrumente so weitgehend wie möglich standardisiert werden. Die Gütekriterien dieser Standardisierung sind Objektivität (= Überparteilichkeit), Reliabilität (= Zuverlässigkeit) und interne Validität (= Gültigkeit). Externe Validität kann durch formales Vorgehen nicht gewährleistet werden! Bei der Datenanalyse und Interpretation müssen zudem die Bedingungen der messtheoretisch geforderten Datenqualität – resultierend aus der Abbildung von empirischen ins numerische Relativ – beachtet werden.

Demgegenüber ist die Systematik des qualitativen Forschungsprozesses eine wesentlich *von innen* erfolgende. Die Kontrolle erfolgt insbesondere über die Selbstreflexion der/s Forschenden und mittels diskursiver Auseinandersetzung anhand einer transparenten Darstellung. Als weitere Gütekriterien gelten die Intaktheit des Materials und die Plausibilität der (materialimmanenten) Interpretationen.

Alle darüber hinaus angeführten Unterschiede halte ich für nur graduell und lediglich betont durch disziplinspezifische Vorlieben für und Beschränkungen auf sich je unterschiedlich etabliert habende Methoden.

Was bedeutet diese Differenz für Frauenforschungsvorhaben? Meine Antwort auf diese Frage lautet kaum anders als die von Ursula Müller vor zehn Jahren (1984). Auch nach nunmehr 20 Jahren *Neue Frauenbewegung* sind die Kenntnisse der Struktur¹⁰ des ungleichen Geschlechter-

¹⁰ Unter Struktur verstehe ich im methodologischen Kontext ein Quasi-Netzwerk mit sowohl positionalen als auch relationalen Eigenschaften: Positional bedeutet, dass die zunächst interessierenden Geschlechtermerkmale beschrieben werden, bevor das Verhältnis zueinander in Form von Vergleichen, Unterscheidungen, Zusammenhängen (Korrelationen) etc.

verhältnisses keineswegs als erschöpfend zu bezeichnen. Insofern können wir auf keinen möglichen Zugang verzichten. Weiter hieße eine „spezielle“ Methode der Frauenforschung, dass Frauen sich selbst als „exotisch“ definierten. Das Geschlechterverhältnis ist jedoch real und alltäglich zu erfahren, wenn auch auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Anknüpfend an Ursula Beer (1990) unterscheide ich zumindest vier, sich teils überlappende Fassetten: Das Geschlechterverhältnis als ein überindividuelles gesellschaftliches Verhältnis, als Interaktionsbeziehung zwischen Mitgliedern der kategorialen Genusgruppen, als persönliche Beziehungen zwischen Geschlechtsindividuen und als kultureller Ausdruck von Weiblichkeit und Männlichkeit mit symbolisch belegten Bedeutungsträgern. Diese noch keineswegs abgeschlossene Differenzierung belegt, dass es sich nicht um einen „einfachen“ Erkenntnisgegenstand handelt, der qua Methode schon wieder reduzierbar wäre. Hinsichtlich aller Ebenen sind die Kenntnisse als rudimentär einzustufen. Die durch jahrhundertelange Gewohnheit entwickelten Wahrnehmungsmuster waren zwar nicht von Frauen entwickelt, aber auch Frauen haben den „männerinfizierten“ Blick übernommen und können sich erst langsam in eigenständigen Denkstrukturen üben. Insofern ist qualitatives Forschen für Frauen unverzichtbar, da es gerade um die Aufdeckung noch unsichtbarer Strukturen und die Analyse höchst komplexer Deutungsmuster neuen Inhalts geht. Zugleich sind in den Bereichen, für die schon klare Aussagen über das Geschlechterverhältnis entwickelt wurden, quantifizierende Analysen durchaus sinnvoll: Z. B. sind die Genusgruppen fokussierende Sozialstrukturanalysen (auf der Ebene der Situationsanalyse) für eine politische Diskussion um soziale Ungleichheit unerlässlich.

Ein methodologisches Trivium als Ordnungsstruktur der wissenschaftlichen Erkenntniswege

Noch ganz anders stellt sich m. E. aber die Entscheidung für eine spezielle Methodik, wenn ich Frauenforschung als neue Disziplin quer zum traditionellen Fächerzuschnitt verstehe. Dann spätestens ist es mit der Verortung auf dem Spektrum von qualitativ bis quantitativ nicht getan, da der Abstraktionsgrad für die ganz anders gestellten neuen Fragen nicht

in Blick genommen wird. Relational bedeutet, dass das Zueinander-in-Beziehung-Stehen der Geschlechter gleich als Weg, Abhängigkeit, Wechselwirkung, Austausch etc. beschrieben wird, ohne die Pole/Standorte festlegen zu müssen oder voneinander abzugrenzen!

die Hauptrolle spielt. Methoden als Handlungsraaster erfordern, um die schon angesprochenen Strukturen des Geschlechterverhältnisses sichtbarer zu machen, eine anders gelagerte Entscheidung bezüglich des *Ziels des Erkenntnisprozesses*, um auf dieser Grundlage dann die Forschungsstrategie zu klären. So möchte ich im Folgenden anhand eines Modells die Strukturierung des Erkenntnisprozesses als einen „Dreiweg“, d. h. als ein methodologisches Trivium¹¹ ordnen. Meine Hauptintention für dieses Modell besteht darin, den die Methodendiskussion der vergangenen Jahrzehnte prägenden Dualismus quantitativ versus qualitativ verlassen zu wollen. Mein Interesse an dessen Auflösung begründet, warum dieser Artikel in einem Frauen-Methoden-Reader erscheint: Denn, die Kritik an den „unsere“ Wissenschaft und Gesellschaft konstituierenden Dualismen ist eine grundlegend feministische – was keinen Widerspruch dazu bedeutet, dass auch aufgrund anderer kritischer Haltungen ähnliche Überzeugungen geäußert werden! Alle sind wir daran gewöhnt, in entsprechenden Schwarz-Weiß-Bildern zu denken – Kultur versus Natur, reduktionistisch versus ganzheitlich, rational versus emotional, Geist versus Körper, objektiv versus subjektiv, aktiv versus passiv, Intellekt versus Liebe, etc. – und reproduzieren damit die Ausgrenzung der Frauen, da in all diesen Dualisierungen implizit die wertende Zuordnung von Männlichkeit versus Weiblichkeit mittransportiert wird. Mit Blick auf die in der modernen Wissenschaft manifestierten Spaltungen dieser Art prägte Evelyn Fox Keller (1986) den Begriff des „Wissenschaft-Geschlechter-Systems“. Dagegen setzt u. a. Ilse Lenz (1992) erste Überlegungen, das zweigeschlechtliche System generell in Frage zu stellen, und auch Geschlecht als offene, mehrdimensionale und dynamische Größe zu begreifen. Was kann frau diesen Dualismen auf methodischem Gebiet entgegensetzen?

¹¹ Ein Trivium bezeichnete in der mittelalterlichen Lateinschule die ersten drei der *Artes liberales*: Grammatik, Rhetorik und Dialektik. In dem Sinne, dass dieser traditionelle Dreiweg grundlegende Bedeutung für die damalige Universitätsausbildung – als Propädeutik für die höheren Fakultäten – hatte, entlehne ich den Begriff hier für die dreigliedrige Erkenntnisstruktur als Grundlage des Forschungsprozesses.

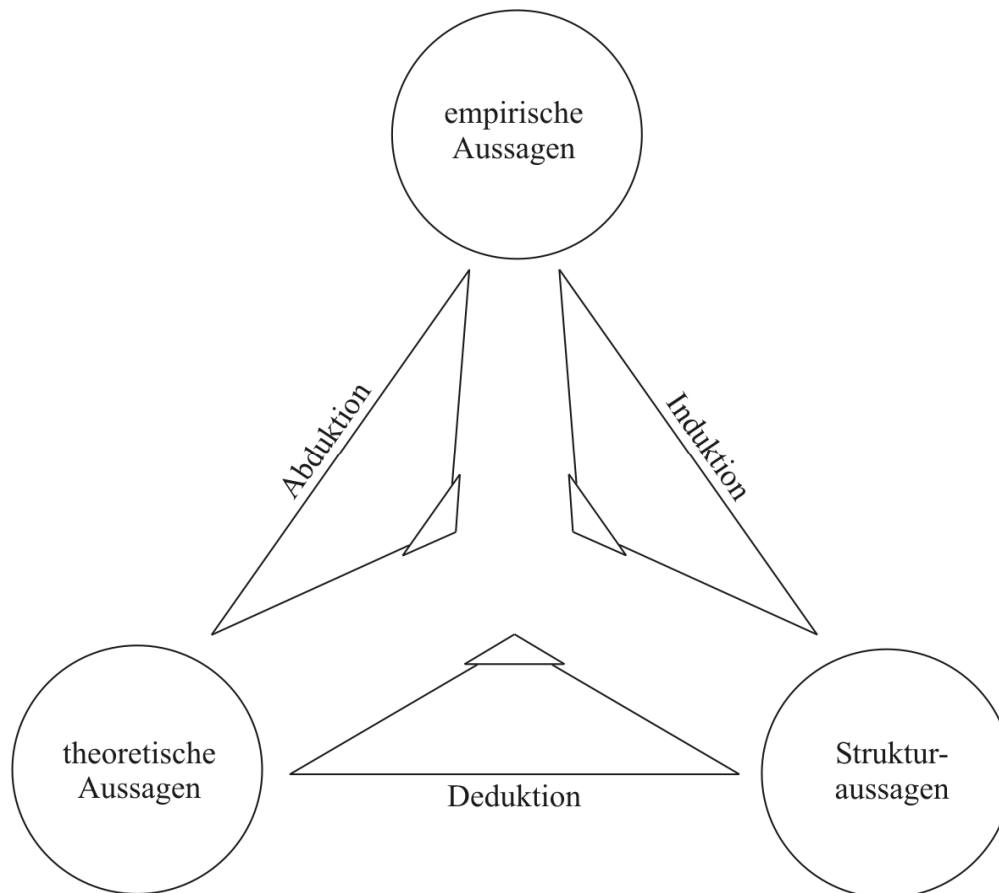


Abbildung 1: Trivium des Erkenntnisprozesses: Wirkgefüge der drei Schlussweisen der Abduktion, Deduktion, Induktion.

Im Idealfall ist quantifizierende Forschung mit der Argumentationsstruktur der deduktiv-nomologischen Erklärung verbunden worden. Die so arbeitenden Wissenschaftler/innen setz/t/en sich meist ab von den als subjektiv und damit unwissenschaftlich angesehenen „verstehenden“ Erklärungen z. B. des Symbolischen Interaktionismus. Um mich von dieser Polarisierung zu lösen, gehe ich dennoch von der Struktur und den Komponenten einer deduktiv-nomologischen Erklärung aus (vgl. z. B. Hill 1988, S. 42 ff.): *Deduktion* ist die Ableitung einer besonderen Aussage (= These) aus allgemeinen anderen Aussagen (= Hypothesen) kraft logischer Schlussregeln; sind die Hypothesen (systemimmanent) wahre Aussagen – also Axiome oder ein Gesetz (= nomos) – so ist der Einzelfall bzw. die These deduktiv (= herausgeführt) beweisbar. Das Explanans einer solchen deduktiven Erklärung besteht aus einem Gesetz („wenn..., dann...“) und der darin geforderten, empirisch belegten Ursache, der Rand- bzw. Antezedenzbedingung; das Explanandum besteht aus dem beobachtbaren singulären Ereignis als zu erklärendem Phänomen.

Diese Definition enthält mit den *drei Komponenten* spezielle Ausprägungen der Ankerfelder, die ich für das weiterzuentwickelnde Trivium der Erkenntniswege benutzen will: Das *Gesetz* als Teil der theoretischen und konzeptionellen Aussagen, die *Randbedingung* als Teil der Zusammenhangsstrukturen bzw. Rahmenbedingungen, das zu erklärende *singuläre Ereignis* als Teil des empirischen Materials.

Das typische Erhebungsdesign für deduktives Vorgehen ist das *Experiment*. In Reinform, d. h. in der Regel als Laborexperiment, findet das Experiment hauptsächlich in der Psychologie und Sozialpsychologie Verwendung. Als Verfahrensdesign ist es in Form von „natürlichem Experiment“ oder Quasi-Experiment oder qualitativem Experiment in allen Gesellschaftswissenschaften zu finden.

Induktion (= das Hineinführen, Einspeisen) wird im Allgemeinen als das Gegenteil der Deduktion proklamier. Als wissenschaftliche Methode bedeutet sie, von einer Anzahl begründeter Einzelaussagen über Objekte aus einem Bereich per Induktionsschluss auf die allgemeine Gültigkeit bzw. generelle Aussage für alle Objekte des fraglichen Bereichs zu schließen. Das Hauptproblem moderner Wissenschaftstheorie mit diesem Erkenntnisweg besteht darin, dass im Sinne moderner Logik (unvollständige) Induktionen niemals schlüssige Beweise liefern können, sondern nur Wahrscheinlichkeitsaussagen. Letztere gelten nur als zu prüfende Hypothesen. Allerdings sind sämtliche Wissenschaften auf induktives Vorgehen angewiesen, wenn sie nicht auf die Formulierung allgemeiner Sätze bzw. Theorien verzichten wollen.

Im induktiv arbeitenden Forschungsprozess ist auf der Startebene also immer das empirische Material vorhanden. Allein schon durch die Formulierung und Auswahl des Bereiches und der an den Objekten zu beobachtenden Variablen werden zudem mögliche Variationen bzw. Vergleiche und damit potenzielle Zusammenhangsmuster determiniert. Somit geht auch der Induktionsweg nicht von dem Punkt einer begründbaren Einzelaussage aus, sondern von einer Ebene, gebildet aus *vielfältigen Beobachtungen* von Objekten eines Bereiches – als empirisches Material – und aus implizierten *Vermutungen über wirkungsrelevante Rahmenbedingungen* – als Zusammenhangsstruktur. Der Schluss auf zu *verallgemeinernde Sätze* ist also keineswegs eine bloße Umkehrung zur

Deduktion, sondern teilt mit dieser sogar die vorausgesetzten Randbedingungen.

Das typische Erhebungsdesign für induktives Vorgehen ist das *Survey*-Verfahren. Als historisch bedeutsam sind diesbezüglich die großen sozialpolitischen Enqueten im Europa des 19. Jahrhunderts anzuführen, sowie die Social Surveys in den USA der 20er Jahre und die Soziographie der „Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ im Wien der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Heute wäre die Grounded Theory als im wesentlichen induktiv vorgehend einzustufen, zumindest ist ihre Methodik auf Theorieentwicklung ausgerichtet.

Wenn das Verhältnis von Deduktion und Induktion nicht als klassischer Gegensatz aufrechterhalten werden kann, ist mindestens eine dritte Möglichkeit in dem von mir konstruierten Modell der Erkenntniswege offen – nämlich der Schluss von der Ebene des empirischen Materials verbunden mit theoretischen und konzeptuellen Aussagen auf die Zusammenhangsstruktur. Im Sinne von Charles S. Peirce (1903/1983, S. 90ff.) wird dieses Schlussfolgerungsverfahren, bei dem theoretisches Wissen als Heuristik eingesetzt wird, abduktiv genannt (vgl. Rosenthal 1990, S. 248). *Abduktion* (= das Wegführen, Abspreizen) wird im Wörterbuch nur als medizinischer Begriff aufgeführt, als das Bewegen von Körperteilen von der Körperachse weg. Und durchaus entsprechend ist die Vorgehensweise beim Abduktionsschluss: Das *empirische Material* eines Falles wird mit Hilfe aller zugänglichen (*interpretierenden*) *Aussagen* – gleichgültig, ob aus der Alltagserfahrung, oder aus wissenschaftlichen Theorien durchaus unterschiedlicher Reichweite stammend – in kontrastierende Lesarten aufgefächert; eine sequentielle Abarbeitung entlang dem Material führt zu einer Rekonstruktion deutungs- und handlungserzeugender *Tiefenstrukturen*.

Das typische Erhebungsdesign für abduktives Vorgehen ist die *Fallstudie*. Es gibt heute verschiedene Forschungsansätze, die mittels Abduktionsschluss versuchen, latente Bedingungsstrukturen aufzudecken: Dazu gehören Oral History, psychoanalytische Sozialpsychologie, strukturelle Hermeneutik, phänomenologische Sozialforschung oder ethnomethodologische Arbeiten.

Wenn ich mich anhand des in dieser Grundform aufgespannten methodologischen Triviums nun wieder meiner Ausgangsfrage zuwende, was die adäquatere Vorgehensweise für Frauenforscherinnen ist, so kann ich nur eine Präferenz mit zeitlich beschränkter Reichweite äußern. Zum jetzigen Zeitpunkt wird vornehmlich das Geschlechterverhältnis thematisiert. Da dies im Wesentlichen eine Frage nach der Struktur desselben ist, bietet ein abduktives Vorgehen den vergleichsweise adäquateren Forschungsweg. Dass dieser schon vielfach genutzt wird, zeigen einige Beiträge dieses Readers. Aber ist das schon die umfassendste Antwort, die ich auf meine Titelfrage geben kann?

Die Spezifizierung des Erkenntnisprozesses

Noch stellt sich das Trivium recht „pur“ dar, zwar nicht mehr einer dichotomen Form verhaftet, jedoch auch noch nicht verbunden mit den uns geläufigen Begriffen qualitativ und quantitativ, die meine Ausgangsfrage leiteten. Weiterhin gehen die Erkenntniswege jeweils von einer Ebene aus, die von zumindest zwei Komponenten aufgespannt wird. Meine praktische Erfahrung lehrt mich jedoch, dass die Ursprungsidee eines Forschungsvorhabens zumeist von einer dieser Komponenten her gedacht wird. So möchte ich als nächstes versuchen, die *unterschiedlich möglichen Erkenntniswege* in dem von mir entwickelten triadischen Modell zu konkretisieren.

Beim abduktiven Vorgehen liegt das Erkenntnisziel in der *Dechiffrierung der den Erscheinungsformen zugrundeliegenden Struktur*. Je nach Schwerpunktsetzung auf der Ausgangsebene prägt sich der Forschungsprozess anders aus und verlangt damit nach verschiedenen Forschungsstrategien. Wenn die Verankerung ursprünglich im empirischen Material liegt und dieses sodann auf dem Hintergrund bekannter Aussagen betrachtet wird, ergibt sich eine (nicht-statistische) wahrscheinliche *Vor-Aussage* über den Verlauf zukünftiger Erfahrungen auf dem Weg zum Strukturerkennen. Diese wird z. B. in der biographischen Analyse verwendet, wenn aufgrund objektiver bzw. erster persönlicher Daten oder Interviewpassagen Voraussagen den späteren Text bzw. Lebensweg betreffend formuliert werden. Am bekanntesten sind Voraussagen derzeit bezüglich wirtschaftlicher Entwicklungen: D. h., aufgrund ökonomischer Bildungsgesetze werden vorliegende Daten für die Zukunft fortgeschrieben und bilden mit ihren Kurvenverläufen eine Struk-

turaussage. Gehen Forscher/innen im Abduktionsschluss jedoch eher von einem theoretischen Konzept aus, so haben sie an ihre Daten bestimmte Erwartungen im Hinblick auf deren Existenz und mögliche Anordnung. Damit ergibt sich als Arbeitsweg idealer Weise die *Beschreibung*. Typisch für dieses Vorgehen ist ein Großteil ethnologischer Forschung, die versucht, möglichst selbstreflexiv mit den wahrnehmungslenkenden theoretischen Vorkenntnissen umzugehen, oder andere entsprechende Explorationen, gleichgültig ob qualitativ-interpretierend oder in Grundzügen quantifizierend. In diesem Sinne abduktiv arbeitet übrigens auch die gesamte Deskriptivstatistik mit den üblichen Grundauszählungen und Zusammenhangsmaßen, da eine Variablenwahl immer schon theoretische Entscheidungen voraussetzt und die Darstellung mittels Grafik, Tabelle oder monovariater bzw. bivariater Kennwerte Verteilungsaussagen im Sinne von Strukturaussagen liefert.

Beim induktiven Vorgehen liegt das Erkenntnisziel in der *Entwicklung verallgemeinerbarer Aussagen*. Sind dabei strukturelle Annahmen prägend für den beginnenden Forschungsweg, so werden bezüglich des empirischen Materials *Unterschiedsanalysen* im Hinblick auf Theoriebildung vorgenommen. Am vertrautesten sind diesbezüglich die üblichen quantifizierenden Grundauszählungen mit Prozentangaben und daran anschließende schätzstatistische Berechnungen¹². Beim qualitativen Arbeiten sind kaum Verteilungsaussagen möglich, sehr wohl aber kontrastierende Analysen mit bewusster Vorauswahl. Liegt dagegen der anfängliche Schwerpunkt auf dem Datenmaterial und werden Strukturkategorien erst zweitrangig hinzugezogen, um zu verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen, so wird der Forschungsprozess durch eine *Typenbildung* geprägt. Beim quantifizierenden Arbeiten sind die beiden bekanntesten Analyseverfahren dafür die Faktoren- und die Clusteranalyse. Bei der qualitativ ausgerichteten Soziographie waren es die zu bildenden Leitbegriffe und in der Biographieforschung sind es z. B. Idealtypen in einer bestimmten Teilpopulation.

Beim deduktiven Vorgehen liegt das Erkenntnisziel in der *Überprüfung und Sicherung der vorgenommenen Setzungen*. Bezieht sich die Aus-

¹² Inferenzstatistik umfasst Schätz- und Teststatistik. Die Schätzstatistik visiert Aussagen über die Grundgesamtheit / Population an. Sie zielt so auf Generalisierbarkeit, indem anhand der bekannten Statistiken einer Stichprobe auf die Parameter der Population geschlossen wird, oder entschieden wird, ob zwei Stichproben aufgrund ihrer Statistiken zur selben oder zu unterschiedlichen Populationen gehören.

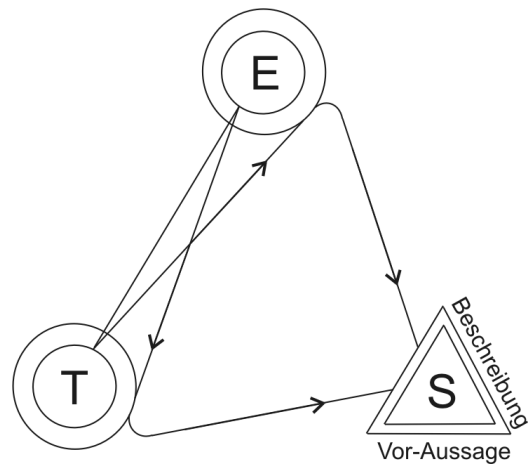
gangsfragestellung im Deduktionsschluss im wesentlichen auf die Reichweite des theoretischen Konzepts (z. B. Reproduktionsarbeit), so ist qua Variation verschiedener Rahmenbedingungen im Hinblick auf das potenziell zur Wahl stehende empirische Material eine *Verfeinerung* der theoretischen Konzeption zu erreichen. Wird andererseits eine Strukturkategorie als Realität grundlegend konstituierend angesehen (z. B. Geschlecht als hierarchisches Verhältnis), so wird anhand unterschiedlicher Theorierahmen versucht, mit den Ergebnissen der Empirie den *Wirkungsbereich* der Strukturkategorie auszudehnen. Beide deduktiv orientierten Wege sind in unzähligen experimentell angeordneten Forschungen anzutreffen, wobei ich zugleich darauf hinweise, dass diese nicht nur die bekannteren messenden Laborexperimente, sondern das ganze Spektrum bis hin zum qualitativen Experiment (vgl. Kleining 1991b) umfassen. In der Statistik spiegelt sich diese Schlussweise in der Teststatistik¹³ sowie den darauf aufbauenden multivariaten Verfahren.

Wenn ich nun mein Modell auf dem Hintergrund meiner Forschungserfahrung betrachte, so ist klar, dass auch die soeben durchgeführte Differenzierung noch längst nicht alle möglichen Wege der verschiedenen Forschungsprozesse abbildet. Aber eine gewisse Teilmenge ist zumindest über *Kombinationen* angeführter Teilstücke zu bilden. Niemand denkt und forscht nur in eine Richtung: Wer im Grunde deduktiv arbeitet, muss bzw. sollte die aus den Daten gewonnenen Erkenntnisse in die theoretischen Kategorien und Konzepte aufnehmen; wer im Wesentlichen induktiv vorgeht, flicht die herausgefilterten Theoriekonstrukte in die Anordnung des weiter zu erforschenden Materials ein; wer den Forschungsprozess mittels Abduktion beginnt, nutzt entzifferte Strukturen, um die konzeptuell herleitbaren Interpretationsalternativen neu aufzufächern. Ähnliches steht in jedem Methodenlehrbuch.

¹³ Teststatistik macht Aussagen über die zu erwartenden Statistiken einer Stichprobe und dient damit der Überprüfung von Hypothesen. Aufgrund der Kenntnis der Parameter der Grundgesamtheit kann mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf das Intervall geschlossen werden, in dem die Statistiken einer zugehörigen Stichprobe liegen müssen, oder es kann angegeben werden, wie groß die Unterschiede gleichartiger Statistiken zweier Stichproben höchstens werden dürfen.

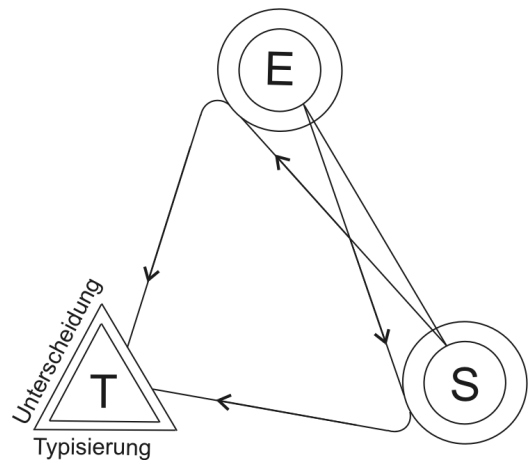
Abduktionsschluss:

Dechiffrierung der Grundstruktur



Induktionsschluss:

Generierung allgemeiner Aussagen



Deduktionsschluss:

Überprüfung von Setzungen

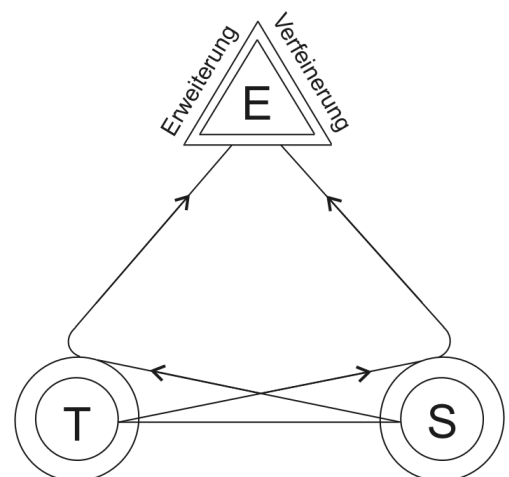


Abbildung 2: Kennzeichnung der Erkenntniswege im Trivium bei unterschiedlicher Verankerung der drei Ausgangsannahmen. Die drei Ankerfelder sind E := empirische Aussagen, T := theoretische Aussagen, S := Strukturaussagen.

Was ich hoffe, mit meinem Modell deutlicher machen zu können, ist, dass der *Forschungsprozess* nicht nur ein „Hin und Her“ (induktiv – deduktiv) bleibt, sondern *durch mindestens drei Stadien* „rechtsherum“ oder „linksherum“ verläuft: Auf die Voraussage folgt die Unterscheidung und auf diese die Verfeinerung, die erneut die Voraussage nach sich zieht, etc. – oder: Auf die Beschreibung folgt die Erweiterung, auf diese die Typisierung und die erneute Beschreibung etc. Das genuine Erkenntnisziel bestimmt dabei den Anfang und die „Färbung“ des Forschungsganges, aber nur bedingt – z. B. durch Zeit- oder Mittelbegrenzung – das Ende. Dies erinnert natürlich sehr an die klassische hermeneutische Spirale der Erkenntnisgewinnung, wobei mir gerade die mehr als zwei Stationen auf einer Spiralschleife wichtig sind, um die Begrenzungen des mit dem Geschlechterverhältnis konfundierten Dualismus aufzulösen.

Der Standardisierungsgrad der Forschung von offen (statt qualitativ) bis (EDV-)rechenbar (statt quantitativ) verhält sich meines Erachtens wie eine unabhängige Dimension auf der Ebene des Erkenntnisprozesses. Diese eher „nachgeordnete“ Dimension entspricht einem nicht zwingend linearen, stetigen Spektrum. Damit würde aus einem „kreisförmigen“ Forschungsprozess ein zumindest „zylinderförmiger“, wenn z. B. für aufeinander folgende Teilwege unterschiedliche Standardisierungsstufen zur Anwendung gelangten. Ähnlich könnten auch andere Klassifikationsebenen für das Forschungsgeschehen zu diesem Trivium ins Verhältnis gesetzt werden, wie z. B. die Differenzierung in subjekt-, objekt- und prozessbezogene Methodologien.

Vorläufiges Fazit

Das Spezifikum einer feministisch geleiteten Methodenwahl besteht in der Suche nach einem Vorgehen, das am ehesten zu unerwarteten und neuen Sichtweisen und nicht ausschließlich zu größerer Varianz bisheriger Interpretationen führt, um so der verfestigten Geschlechterhierarchie entgegenzuwirken. Diese Hierarchie beweist sich unter anderem in den alltäglich verwendeten Dualismen, was einen Grund neben anderen bietet, die Polarität qualitativ versus quantitativ zu entwichten. Der diesbezügliche Methodenstreit in seiner ideologieverhafteten Alltagsversion verschleiert/e, worauf es grundsätzlicher bei der Methodenwahl ankommt, nämlich auf die Voraussetzungen und die Forschungsziele. Mit dem vorgestellten Modell des Erkenntnis-Triviums sollte – bei einzuge-

stehender Umgehung einiger wissenschaftstheoretischer Dispute – ein Versuch vorgestellt werden, die Entscheidung bezüglich der Forschungsmethoden und -verfahren von einer anderen Ebene her zu fällen. Für Frauenforscherinnen kann dies weiterhin heißen, zur Entdeckung neuer Sichtweisen eher qualitativ und zwecks Ausdeutung des Geschlechterverhältnisses verstärkt abduktiv zu arbeiten. Um Fragestellungen jedoch nicht dauerhaft zu beschränken und eingedenk des dargestellten zylindrischen Forschungsweges ist darüber hinaus methodologische Offenheit und Experimentierfreude gefordert. Damit erweist sich die Titelfragestellung als überholt bzw. als rein rhetorischer Aufhänger. Eine Selbst-/Begrenzung der Frauenforschung auf Methoden, die nur einen Pol des Standardisierungsspektrums in Anspruch nähmen, entspräche der traditionellen Ausgrenzung von Frauen aus den gesellschafts- wie wissenschaftsrelevanten Positionen und überließe ihnen nur eine „Spielwiese“ statt der Gesamtheit aller Möglichkeiten. Insofern ist mein Wunsch auf viele neue Ideen gerichtet, die die bisherigen Grenzen überschreiten mögen.

Methoden als Herrschaftswissen

– über die verborgene Syntax empirischer Wissenschaft –

(2004)¹⁴

Vorbemerkungen

Methoden gehören zum Standardprogramm einer guten Wissenschafts-ausbildung. Und ihre Kenntnis ist nahezu unverzichtbar, will mensch als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler in einer empirisch orientierten Disziplin forschend und lehrend tätig sein und bleiben. Methoden sind aber auch über den engen Rahmen wissenschaftlichen Forschens hinaus von zentraler Bedeutung: „*Methode* bezieht sich auf die Reflexion des Verhältnisses von Gegenstand und Erkenntnis (bzw. Begriff); (Unter-richts-) Methodik stellt dagegen die Frage nach den Schritten, Formen, Phasen der Vermittlung durch den Lehrenden bzw. der Aneignung durch den Lernenden. Methode ist folglich der Weg (griech. *hodós*) nach etwas hin (griech. *metá*), der *zielbestimmte Weg* (der Erkenntnis). Die methodische Strukturierung muß – unabhängig von den sonstigen Verfahrensweisen – die individuell-subjektiven (anthropogenen) und situativen Voraussetzungen der Lernenden [d. h. auch der Forschenden, G. S.] mit dem objektiven, sozialkulturell bedingten Sachanspruch vereinigen“ (Mickel 2000, S. 107). Für in diesem Sinne gedachte und verwendete Methoden¹⁵ ist es erstrebenswert, möglichst viele Wege kennen zu lernen, auszuprobieren oder zur Verfügung zu stellen. Es gilt, einem Ziel nachzustreben, und der eingeschlagene Weg ergibt sich aus einem Zusammenwirken subjektiver und objektiver Faktoren. Im Alltag finden wir manche Wege eher zufällig, viele Wege gehen wir in Begleitung anderer und

¹⁴ Dieser Artikel erschien erstmals 2005 in Cilja Harders, Heike Kahlert & Delia Schindler (Hg.), *Forschungsfeld Politik: Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften* (Politik und Geschlecht, Bd. 15, S. 45-66). Wiesbaden: VS.

¹⁵ Ich verwende in diesem Artikel den Begriff der Methode(n) als übergeordneten. Darunter fallen sowohl *Methodologie* im Sinne von Methodentheorie bzw. Konzeptionierung und Reflexion des methodischen Vorgehens als auch die *Forschungs- oder Gestaltungsmittel*, d. h., die einzelnen Techniken bzw. die speziellen Werkzeuge methodischen Arbeitens, als auch *Verfahren*, in denen bestimmte Zwecksetzungen bereits immer mit ausgewählten Mitteln kombiniert als Einheit auftreten.

achten kaum auf die Stationen, anderen Wegen folgen wir aufgrund einer Karte bzw. eines Plans. Dies ist bei der wissenschaftlichen Suche nach neuen Erkenntnissen kaum anders.

Allerdings ist moderne Wissenschaft kein Geschäft für Jedermann und schon gar nicht für Jedefrau. So scheint sich innerhalb der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen insbesondere der Bereich der Methoden besonders erfolgreich gegen weibliche Vertreterinnen abschotten zu können. Nachdem in Deutschland vor rund 100 Jahren auch Frauen zum Studium an öffentlichen Hochschulen zugelassen wurden, ist laut Statistischem Bundesamt seit dem Wintersemester 2002/03 die Mehrheit der StudienanfängerInnen der weiblichen Genusgruppe zuzuordnen.¹⁶ Dagegen liegt der Frauenanteil an allen Professuren im Jahr 2000 bei 10,5 %. Den zu konstatierenden drastischen Filterprozess schreiben Jutta Allmendinger, Nina von Stebut und Stefan Fuchs einem Bündel von individuellen, organisationalen und gesellschaftlichen Ursachen zu (2002, S. 12ff.). Wenn diese AutorInnen in ihrem Gutachten aber zugleich vor der Gefahr warnen, eine höhere Einbindung von Frauen in Führungspositionen der Wissenschaft mit einem Attraktivitäts- und Prestigeverlust wissenschaftlichen Arbeitens zu erkaufen – ein Zusammenhang, auf den verschiedene Studien immer wieder hingewiesen haben – stellt sich die Frage der „gesellschaftlichen Machtordnung“ (ebd., S. 20) unvermindert. Es geht also allenfalls vordergründig um Qualifikation, stattdessen um die Wahrung bestehender Hierarchien im Wissenschaftssystem, von denen das Geschlechterverhältnis eine der markanten ist. Vor allem um „die Koinzidenz von Feminisierung und Entwertung“ (Wetterer 2000, S. 210) zu vermeiden, werden die Zugangsbedingungen zu den als exklusiv geltenden Berufsfeldern nach Bedarf – und für AußensteiterInnen meist nicht erkennbar – angepasst.

Im Zusammenhang mit *organisationalen Ursachen*¹⁷ ist davon auszugehen, dass nicht nur die Verteilung der Professorinnen auf Dotierungen

¹⁶ Hinsichtlich der StudienanfängerInnenquote, die den Anteil an der gleichaltrigen Bevölkerung angibt, wiesen Männer und Frauen bereits 1996 mit je 28,1 % den gleichen Anteil auf. Im Jahr 2002 ist diese Quote für Männer auf 36,5 % und für Frauen auf 38,7 % gestiegen.

¹⁷ Zu den *organisationalen Ursachen* zählen insbesondere

- Unsicherheit und Zufälligkeit des Karriereweges verbunden mit extremer persönlicher Abhängigkeit,
- partikularistische Züge im *peer review* Verfahren, die Wissenschaftlerinnen benachteiligen,

und auf Disziplinen, sondern auch die auf Fachgebiete symptomatisch für die Machtordnung innerhalb einer Wissenschaft wie für deren Außenwirkung ist. Insofern vermute ich fortdauernde Mechanismen, mit denen männliche Dominanz zumindest in den Leitungspositionen der akademischen Welt aufrecht erhalten werden soll (vgl. Kraus 2000). Mit dem folgenden Text möchte ich entlang einer hypothetischen Struktur wissenschaftlichen Handelns überlegen, in welchem *Zusammenhang* die *Praxis des Methodendiskurses an Universitäten und in wissenschaftlichen Standesvertretungen* möglicherweise mit der *Präsenz von Frauen und Männern in verschiedenen Wissenschaftsfeldern* steht. Meine dahinter stehende These lautet, dass der derzeit heftig tobende Methodenstreit¹⁸ zum einen auf einen Wandel wissenschaftlicher Leitvorstellungen hinweist und zum anderen überdecken soll, dass zentrale Entscheidungskriterien empirischen Arbeitens kaum öffentlich verhandelt werden, um so ohne Widerspruch erwünschte Ziehsöhne – selten Ziehtöchter – der eigenen ‚Schule‘ im Wissenschaftssystem zu etablieren.

Zunächst werde ich auf die selten thematisierte Handlungslogik empirischer Wissenschaften eingehen (2), diese dimensionsweise vorstellen und bisherige Methodendiskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung¹⁹ daran orientiert kurz darstellen (3, 4, 5). Abschließend (6) werde ich versuchen, daraus Folgerungen hinsichtlich des Standes wissen-

-
- mikropolitisch eine unterschiedliche Wertschätzung, die Frauen im Prozess von ‚Schulbildung‘ als weniger gewinnbringend einstuft.

¹⁸ In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie stellt sich die Auseinandersetzung – zugespitzt formuliert – als Gegeneinander dar von Rational-Choice-Vertretern einerseits, die auf statistische Datenanalyse eingeschworen sind, und Vertreterinnen verschiedener interpretativer Ansätze andererseits, die ihr Material ohne Einsatz von Statistik analysieren.

¹⁹ In Anlehnung an Regina Becker-Schmidt (1999) verwende ich *Frauenforschung* als Bezeichnung für alle Untersuchungen, die den Einflussfaktor ‚Geschlecht‘ in der Wissensproduktion, in der Gestaltung von sozialen Welten oder in der Ausrichtung von Diskursen thematisieren und dabei die gesellschaftlich vernachlässigten Interessen von Frauen deutlich machen wollen. *Geschlechterforschung* richtet sich hingegen auf die Analyse der Situation von Angehörigen beider Genusgruppen oder auf eine Entschlüsselung der kulturell-gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht. *Feministische Wissenschaft* beruft sich darüber hinaus auf die emanzipatorischen Impulse politischer und wissenschaftlicher Strömungen, die insbesondere von Frauen und für Frauen gesetzt wurden zwecks Veränderung eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses. Feministisch gilt u. a. als Synonym für ‚kritisch‘ – kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden und einseitig männlichen Sichtweisen sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind.

schaftlichen Wandels und der Position von Frauen im Wissenschaftssystem zu ziehen.

Methodologische Struktur wissenschaftlicher Theorie und Empirie: Semantik – Syntax – Pragmatik

In den 1970er Jahren änderten sich die wissenschaftstheoretischen Debatten infolge der Thesen von Thomas S. Kuhn (1973): Seine Analyse der Naturwissenschaften²⁰ ließ ihn ein *Modell der Wissenschaftsentwicklung* formulieren, das durch lange Phasen der Normalwissenschaft geprägt ist. Diese kann in Zeiten starken Wandels aufgrund des Umsturzes ihrer Paradigmata abgelöst werden durch revolutionäre Wissenschaft, die sich dann wiederum langsam zur neuen Normalwissenschaft aufbaut. Als Paradigma gelten – an den Ideenbegriff Platons anknüpfend, der ein allgemeinstes Wesensmerkmal sowie ein ewiges Urbild kennzeichnet, – „kollektive und/oder individuelle (einer Tradition von Theoriearbeit und theoriegeleiteter, Forschungsarbeit prägender) Beispielleistungen (Vorbilder) im Verlauf der Wissenschaftsentwicklung. Paradigma behält in dieser Hinsicht seine normative Bedeutung. Paradigmatisch sind auch überlieferte Bezugsprobleme, woran sich bestimmte Forschungsgemeinschaften über die Zeit hinweg als maßgebend orientieren“ (Ritsert 1996, S. 171).

Paradigma taucht bei Kuhn jedoch auch als Begriff für bestimmte Bestandteile von Theorien sowie für methodische Verfahren auf, z. B. für weltanschaulich geprägte Hintergrundannahmen, spezielle Seinsvorstellungen, ausgewählte Begriffsmuster und syntaktische Grundstrukturen. Weiterhin gehören auch Maßstäbe bzw. Kriterien für die Theorie- und Forschungsarbeit als Lehrbeispiel dazu, um unterscheiden zu können, was als wissenschaftliche/s Problem/lösung oder als Scharlatanerie einzustufen ist (ebd., S. 172).

Um den etwas schillernden Paradigma-Begriff zu umgehen und zugleich die *Wechselwirkung zwischen äußeren geschichtlichen Faktoren und immanenter Entwicklung von wissenschaftlichen Disziplinen* zu berücksichtigen, führt Jürgen Ritsert in seinen Schriften zur Logik der Sozial-

²⁰ Meine Einschätzung der Wissenschaftsentwicklung geht von *homologen* Denkstrukturen aus, die einen strukturellen Vergleich von Natur- mit Gesellschaftswissenschaften erlauben (vgl. Sturm 2003a).

wissenschaften den Theoriebegriff weiter aus (ebd., S. 150ff.). Er folgt der Tradition der griechisch-antiken Vorstellung einer systematischen Betrachtung (*theoria*) und Darstellung oberster Ursachen, Zwecke und Prinzipien und führt drei Dimensionen an, die als konstituierend für Theorien gelten können und somit auch Theorienvergleiche erlauben: Dies sind

- die *Semantik* einer Theorie als ihr Aussagegehalt,
- die *Syntax* einer Theorie in Form ihrer formallogischen Ordnungsprinzipien, sowie
- die *Pragmatik* einer Theorie als ihr Praxisbezug (ebd., S. 153).

Werden Theorietypen nach *syntaktischer* Struktur unterschieden, so akzeptieren AnhängerInnen des Kritischen Rationalismus nur Satzordnungen als Theorie, die axiomatisch-deduktiv arrangiert sind. Schlüssige und brauchbare Alternativen sind allerdings in den Traditionen induktiver Logik oder dialektischer Konfigurationen entstanden, und derzeit werden weitere Ansätze alternativer logischer Strukturen z. B. in den Geschichts- und den Kulturwissenschaften oder in feministischer Erkenntnistheorie (ebd., S. 340ff.) diskutiert.

Entsprechend vielfältige und teilweise in entgegengesetzte Richtungen weisende Setzungen sind für die *semantischen* Dimensionen von Theorie zu konstatieren: Zum einen gehören *Zusammenhangsbehauptungen bzw. -vermutungen* zu den Grundbestandteilen jeder Theorie. Mit solchen Aussagen geht eine intersubjektiv verbindliche Festlegung von Grundbegriffen einher, aus denen sich die gesamte Begrifflichkeit einer Theorie i. d. R. hierarchisch nach Graden der Allgemeinheit herleitet. Der Relationstyp der aufgestellten Zusammenhangsaussagen prägt u. a. die unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken von Theorien – z. B. als deduktiv abgeleitetes Gesetzeswerk oder als hermeneutisch sich erweiterndes Beschreibungssystem. Dabei sagt der verschiedenartige Umgang mit Daten und Begriffsbildung noch wenig über Abstraktion und Idealisierung aus, die alle Theorien vornehmen. Für Letztere sind die Kriterien für Aufnahme, Beibehalten oder Verwerfen theorieprägender Aussagen relevant. Zum anderen prägen die *Kernvorstellungen* einer Theorie nicht nur deren semantische Dimension, sondern bilden überhaupt deren Dreh- und Angelpunkt – bilden quasi die Zentralreferenz. Als Formationsprinzip des gesamten Diskurses sind sie allen anderen Aussagen vorgeordnet. Als *Zentralreferenz* normieren sie, „was als ein für die Theorie relevantes Problem zu gelten hat, wie die Probleme strukturiert

sind und *worin* eine erfolgreiche Bearbeitung bzw. Lösung eines Problems besteht” (ebd., S. 162). Anders ausgedrückt geht es um Schlüsselsemantiken, um zentrale Ordnungsvorstellungen sowie um Kriterien der Problematisierung. Diese „Kernvorstellungen einer Theorie sind entschieden einwandfester als andere Komponenten” (ebd., S. 161).

Alle Theorien weisen schließlich noch eine *pragmatische* Seite auf. Die Frage, wozu Theorien verwendet werden können, lässt sich dabei innerwissenschaftlich wie auch hinsichtlich der Praxisbezüge beantworten. Innerwissenschaftlich besteht Dissens über die Reichweite von Lösungen, was u. a. im Spannungsfeld der Begriffe Erklären – Prognose – Verstehen diskutiert wird. Bei den Praxisbezügen werden die Bedingungen von Theorieentwicklung, die Konsequenzen theoretischer Modelle und empirischer Forschungsprozesse sowie die Implikationen – also wie und inwieweit externe Faktoren der gesellschaftlichen Praxis in die innere Ordnung einer Theorie eingehen – thematisiert. Besonders um den letzten Aspekt ging es in den Jahrzehnten um 1900 herum im sogenannten Werturteilsstreit zwischen Mitgliedern des ‚Vereins für Socialpolitik‘ (ebd., S. 23ff.).

Ich komme wieder auf Kuhns Konzeption Wissenschaftlicher Revolutionen zurück. Darin sind für die Phase einer reifen (Normal-) Wissenschaft Kontinuität, Kumulation und Fortschritt kennzeichnend, für die Phase der Krise stehen Umwälzungen aller bisherigen Denk- und Vorgehensweisen an, verknüpft mit scharfer Konkurrenz in den zwischen-paradigmatischen Phasen der Wissenschaftsentwicklung. Will sich eine Disziplin möglichst lange in der Phase der Normalwissenschaft halten, ist vor allem der Bereich der Zentralreferenz zu schützen und zu verteidigen – insofern ist gemäß Ritsert zu fragen, was zu den Kernvorstellungen eines Fachs zu zählen ist. Für die verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen (Ökonomie, Politikwissenschaft, Soziologie) sind m. E. immer noch funktionalistische Ansätze verknüpft mit einer i. d. R. quantitativ auswertenden Variablenforschung dominant, auch wenn andere Positionen nicht mehr gänzlich verschwiegen oder verdrängt werden können. Allerdings sind diese Fächer derzeit in unterschiedlichem Ausmaß paradigmatischem Wandel unterworfen: Soziologie als die gesellschaftlich vielleicht am wenigsten wirksam eingeschätzte Disziplin weist derzeit wohl die größte Variation theoretischer Positionen und methodischer Konzepte auf – verbunden mit heftigen fachlichen Auseinandersetzungen; dagegen präsentiert sich Ökonomie zwar mit traditionellen Streitpo-

sitionen, nichtsdestotrotz aber mit einem relativ engen Kanon theoretischer und methodischer Lehrmeinungen. So wie sich die meisten Disziplinen derzeit im Rahmen universitärer Wissenschaft arbeitsteilig strukturieren, wirken insbesondere die *Lehr- und Forschungsschwerpunkte „Theorie“ und „Methoden“ als Horte der Zentralreferenz*. Dies gilt wiederum im Sinne Kuhns nicht nur hinsichtlich der Inhalte, sondern auch hinsichtlich der Personen, die zur jeweils tragenden Forschungsgemeinschaft zugelassen werden.

Hinsichtlich der von mir fokussierten Beteiligung von WissenschaftlerInnen am (Normal-)Wissenschaft konstituierenden Methodendiskurs ist zu erwarten, dass Frauen zwar ‚gezwungenermaßen‘ in den Teildisziplinen zugelassen werden, die auf die unterschiedlichen Praxisfelder einer Wissenschaft ausgerichtet sind. In den Bereichen „Theorie“ und „Methoden“ als Garanten der Zentralreferenz dürften sie allenfalls als legitimierende Minderheit geduldet sein. Um den zugrunde liegenden Ausschlussmechanismen auf die Spur zu kommen, will ich im Weiteren zunächst darlegen, wie sich eine entlang Semantik, Syntax und Pragmatik strukturierte Handlungslogik auf empirische Forschung auswirkt. Eine zusammen mit Ingrid Breckner entwickelte *Systematik mit sechs methodologischen Denk- und Arbeitsschritten* (Breckner & Sturm i. A.), die aus der Lehrpraxis in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen entstanden ist, soll mir im folgenden Analyseprozess helfen, die Methodendiskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung hinsichtlich der angenommenen Zentralreferenz zeitgenössischer Normalwissenschaft zu beurteilen (vgl. auch Sturm 2004).

Idealtypisch sollten sich alle Entscheidungen hinsichtlich der Methodewahl auf die drei oben eingeführten Ebenen beziehen (vgl. auch Kriz et al. 1990, S. 47ff.). Jede *methodologische Entscheidung* – im Sinne theoretischer Begründungen methodischer Schritte – ist zudem in einem Aushandlungsfeld zu treffen zwischen der Objektwelt des wissenschaftlichen Gegenstands und der Position der forschenden Subjekte, von der aus Ziele, Zwecke und Mittel der wissenschaftlichen Praxis bestimmt werden. In Zusammenhängen feministischer Forschung ist es selbstverständlich, dass in einem solchen Interaktionsprozess die Objektseite nur ‚durch die Brille‘ der wissenschaftlich Handelnden sichtbar werden kann (vgl. Schlücker 2003). Die Objektperspektive wird gefiltert durch die Interessen, Kenntnisse und situativen Möglichkeiten der Forschungssubjekte und ist nur durch diese erfahrbar – zur Subjektperspektive gehören ne-

ben der Reflexion der objektiv erfahrenen Vorgaben die begründet zu treffenden Entscheidungen. Für die hier benutzte Systematik methodologischer Forschungsschritte ergibt sich aus den beiden unterschiedlich möglichen Perspektiven auf ein methodologisches Ziel eine Doppelung der Entscheidungsstruktur: In der Überblickstabelle sind deshalb für jede Entscheidungsebene je ein Zugang aus der antizipierten Objekt- und einer aus der Subjektperspektive aufgeschlüsselt.

Die *Semantik* des Themen- und Problemfeldes wird durch die Erkundungen des wissenschaftlichen Handlungsfelds, das von der Objektwelt geprägt ist, und über die Zielbestimmung durch das wissenschaftlich handelnde Subjekt erschlossen. Diese beiden Arbeitsschritte zielen auf die Klärung dessen ab, was traditionell *Entdeckungszusammenhang* genannt wird. In den beiden folgenden methodologischen Schritten steht die *Syntax* des Themenfeldes im Vordergrund. Sie wird entschlüsselt durch die Erkundung der Ordnung der Objektwelt und durch die subjektive Zweckbestimmung des wissenschaftlichen Handelns. Sie dient der Konzeption des *Begründungszusammenhangs* des wissenschaftlichen Vorgehens. Abschließend gilt die Aufmerksamkeit der *Pragmatik* des wissenschaftlichen Vorgehens. Sie entsteht durch eine Präzisierung des von der Objektwelt nahe gelegten wissenschaftlichen Handlungsbedarfs und die subjektive Auswahl von Handlungsmitteln im Rahmen der Operationalisierung der wissenschaftlichen Fragestellung. Mit der Fokussierung der Pragmatik in der methodologischen Vorbereitung wissenschaftlichen Handelns wird der *Begründungszusammenhang* abschließend formuliert und der angestrebte *Verwertungs- und Wirkungszusammenhang* konzeptionell abgesichert. Selbstverständlich greifen diese Schritte in der wissenschaftlichen Praxis ineinander und sind im Konzeptionsprozess nur schwer voneinander zu trennen. Zur Reflexion und Evaluation des eigenen Tuns ist die hier vorgestellte analytische Unterscheidung jedoch äußerst hilfreich.

Tabelle 1: Idealtypische Handlungslogik einer Forschungs- und Gestaltungskonzeption (Quelle: Breckner & Sturm i. A.)

	<i>Ziel</i>	<i>Methodologische Entscheidung</i>	<i>Zugang</i>	<i>Zweck</i>	<i>Handlungsweg</i>
S E M A N T I K	Abklärung des Entdeckungszusammenhangs	Wissenschaftliches Handlungsfeld	Objekt	Erkundung des Themen- bzw. Problemfelds	Klärung des Erkenntnisinteresses
		Zielbestimmung	Subjekt	Formulierung der Themen- bzw. Problemstellung	Begründung des wissenschaftlichen Handlungsziels
S Y N T A X	Konzeption des Begründungszusammenhangs	Feldordnung	Objekt	<i>Untersuchung der Ordnungsstruktur der Themen- bzw. Problemstellung</i>	<i>Qualifizierung von Art und Güte der inhaltlichen Zusammenhänge</i>
		Zweckbestimmung	Subjekt	Formulierung der Erkenntnis leitenden Fragestellung	Eingrenzung der Themen- bzw. Problemstellung auf den zu bearbeitenden Ausschnitt
P R A G M A T I K	Formulierung des Begründungs- und Absicherung des Verwertungszusammenhangs	Wissenschaftlicher Handlungsbedarf	Objekt	Begründung des wissenschaftlichen Vorgehens	Festlegung der Forschungs- bzw. Gestaltungsidee
		Mittelbestimmung	Subjekt	Operationalisierung der Fragestellung	Entwicklung des Forschungs- bzw. Gestaltungsplans

Betonung der Semantik in der feministischen Methodologiedebatte

Innerhalb der vorgeschlagenen methodologischen Entscheidungsstruktur für empirisches Arbeiten richtet sich die *Bestimmung der Semantik* eines Themen- und Problemfeldes auf die inhaltliche Struktur. Wächst z. B. aufgrund einer massiven Frauenförderung der Frauenanteil im Wissenschaftsbetrieb, was von einigen als Erfolg der politischen Steuerung deklariert und von anderen kritisch beurteilt wird, und werden daraufhin zunehmend systematisch Informationen gesammelt, entsteht eine mehr oder weniger umfangreiche Sammlung von theoretischen, methodischen und praktischen Notizen, Berichten oder Abhandlungen, die den Stand der Wissenschaft hinsichtlich des Themenfeldes ‚Frauen im Wissenschaftssystem‘ beinhaltet. Damit ist ein *wissenschaftliches Handlungsfeld* abgesteckt. Aus einer Zuspitzung des Erkenntnisinteresses auf den nach wie vor marginalen Anteil von Frauen an Leitungspositionen könnte sich eine Themenstellung ergeben, die den Zusammenhang von Geschlechterzugehörigkeit, Herkunftsmilieu und individuellen Karrieremöglichkeiten anvisiert. Damit ist die *Zielbestimmung* für einen möglichen weiteren Forschungsprozess erfolgt.

Wissenschaftshistorisch dokumentierte sich der feministische Methodologiediskurs erstmals anlässlich der ersten *Berliner Sommeruniversität für Frauen* im Jahr 1976 zum Thema „Frauen und Wissenschaft“. Dort manifestierte sich die Unzufriedenheit von Studentinnen und Dozentinnen mit der Praxis der 1968er Bewegung, die frauenpolitische Felder weitgehend vernachlässigte. Nach der Gründung autonomer Frauenzentren ging es den wissenschaftlich tätigen Frauen darum, zum einen die Verknüpfung der unterschiedlichen Praxisfelder von Frauen herzustellen und zum anderen die Erfahrungen eines weiblich geprägten Alltags und die Reflexionen der Frauenbewegung auch in ihr wissenschaftliches Arbeiten einfließen zu lassen. Daraus folgte eine Kritik sowohl am männlichkeitszentrierten und von Männern dominierten Wissenschaftsbetrieb als auch am Frauen unterdrückenden Geschlechterverhältnis. Insgesamt wurde Feminismus als Projekt umfassenden gesellschaftlichen Wandels proklamiert (was eher auf den Wirkungszusammenhang anspielt), und feministische Wissenschaft wurde als fortwährender kritischer Erkenntnisprozess konzipiert, getragen von gemeinsamer Reflexion des forschenden wie gestaltenden Handelns (vgl. Althoff, Bereswill & Riegraf 2001, S. 19ff.). Die zu jenem Zeitpunkt formulierten Kriterien sind weit-

gehend als Voraussetzungen methodologischen Handelns einzustufen, die den *Entdeckungszusammenhang der entstehenden Frauenforschung* spezifizieren und von der traditionellen akademischen Wissenschaft abgrenzen. Die Kennzeichnung des „eigenen Standpunktes“ und die Formulierung der Widersprüche des „weiblichen Lebenszusammenhangs“ lieferten das kritische Potenzial, mit dem Kernvorstellungen und Zusammenhangsbehauptungen in Frage gestellt wurden.

Parallel zu den methodologischen Überlegungen, die direkt aus der Erfahrung mit Frauen- und beginnender Geschlechterforschung resultierten, lieferte die *feministische Wissenschaftskritik* eine unerschöpfliche Quelle methodologischer Debatten. Vor allem Philosophinnen und Naturwissenschaftlerinnen verwiesen den universellen Gültigkeits- wie den Objektivitätsanspruch der (Normal-) Wissenschaft ins Reich des Androzentrismus. Trotz recht unterschiedlicher Argumentationen sind sich die Kritikerinnen auch in diesem Themenfeld hinsichtlich eines durch die eigene Genusgruppenzugehörigkeit bedingten Standortes als Basis wissenschaftlicher Untersuchungen einig (z. B. Harding 1990 und Klinger 1990) – betonen damit wiederum den Entdeckungszusammenhang wissenschaftlicher Erkenntnis.

Wenig explizierte Syntax – nicht nur in feministischer Wissenschaft

Die *Bestimmung der Syntax* richtet sich auf Setzungen und Regeln, die die gewählte Themenstellung beeinflussen und strukturieren. Benötigt wird ihre Kenntnis zur Konzeption des Begründungszusammenhangs. Die ‚Grammatik des Themenfelds‘ setzt sich zusammen aus der formallogischen Ordnung der Objektwelt und aus der Argumentationslogik der Forschungssubjekte: Mit der syntaktischen Struktur werden der für die Datenanalyse relevante Reduktionsgrad (quantitativ – qualitativ) sowie Logiken des Schlussfolgerns (abduktiv, deduktiv, induktiv) nahegelegt und daraus abgeleitet Systematisierungs- und Argumentationsmöglichkeiten (z. B. hermeneutisch oder dialektisch oder kritisch-rationalistisch oder pragmatistisch, vgl. z. B. Kriz et al. 1990, S. 122-151) erschließ- und begründbar. Die gedoppelte Entscheidungsstruktur präsentiert sich in dieser Phase methodologischen Handelns durch die Ermittlung der *Feldordnung* und die *Zweckbestimmung*, mit der die Fragestellung des wissenschaftlichen Vorgehens eingegrenzt und präzisiert wird.

Um die Feldordnung zu bestimmen, sind Art und Güte der inhaltlichen Zusammenhänge im durch die Themenstellung ausgewählten Gegenstandsbereich zu qualifizieren. Als Zugang zu den Ordnungsmustern eines Gegenstands steht wissenschaftliches und alltägliches Erfahrungswissen zur Verfügung. Die Feldordnung ist damit abhängig von der im Rahmen semantischer Setzungen gewählten (Alltags-)Theorie. Erkenntnistheoretisch wird zwischen *vollständigen und unvollständigen Ordnungen* unterschieden.

Eine Ordnung gilt dann als vollständig, wenn alle relevanten Themenaspekte (Dinge, Personen, Orte, Zeiten, Ereignisse, Situationsverläufe, Eigenschaften etc.) bekannt sind und hinsichtlich bestimmter Kriterien zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Dieser Idealzustand einer vollständigen Ordnung ist in der Regel nur in mathematisch eindeutig definierten Denksystemen gegeben – in gesellschaftswissenschaftlich bedeutsamen Themenfeldern sind relativ vollständige Ordnungen für überschaubare Themenstellungen in bereits gut erforschten Feldern anzunehmen. In dem Beispiel einer Untersuchung des Zusammenhangs von Genusgruppen- und Milieuzugehörigkeit mit Karrierechancen kann nur dann von einer eher vollständigen Ordnung ausgegangen werden, wenn nur eine überschaubare Anzahl genau festliegender Aufstiegswege sinnvoll zu unterscheiden ist, wenn die unterstützenden bzw. hemmenden Verstärker aus dem Spektrum sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals eindeutig einzuschätzen sind, und wenn keine weiteren für Karriereverläufe bedeutsamen Einflussfaktoren anzunehmen sind. Solches hätte *für die Mittelwahl die Konsequenz*, dass im Falle eines Forschungsvorhabens die Datenerhebung mit *standardisierten Instrumenten* sowie eher *geschlossenen Strategien* und die Auswertung unter Zuhilfenahme von *Statistik* geschehen sollte – im Falle eines Gestaltungsvorhabens entsprechend *festgelegte Implementations- und Umsetzungsverfahren* eingesetzt werden könnten.

Mit unvollständigen Ordnungen sind Beziehungsgeflechte gemeint, in denen konstitutive Aspekte unklar oder nicht bekannt sind und/oder nicht zueinander in Beziehung zu setzen sind. Je geringer das eigene Vorwissen oder zugängliches Wissen zur gewählten Themenstellung ist, je weniger die als relevant angesehenen Aspekte zähl- oder messbar sind oder je mehr vorhandene Erklärungen zu den formulierten offenen Fragen angezweifelt werden, desto weniger sollte entsprechend einer vollständigen Ordnungsstruktur geforscht werden. Solches hätte *für die Mittelwahl*

die Konsequenz, dass im Falle eines Forschungsvorhabens die Datenerhebung mit *unstandardisierten Instrumenten* sowie eher *offenen Strategien* und die Auswertung hauptsächlich mittels *qualitativer Rekonstruktion* geschehen sollte – im Falle eines Gestaltungsvorhabens entsprechend *variable Implementations- und Umsetzungsverfahren* eingesetzt werden müssen. In dem hier herangezogenen Beispiel wäre dies der Fall, wenn eher unklar ist, welche Faktoren derzeit Karriereverläufe bestimmen, wenn zudem das Zusammenwirken verschiedener gesellschaftlicher Differenzierungsdimensionen (Rasse, Klasse, Geschlecht als eher vertikale und Generation, Ethnie, Religion, sexuelle Orientierung oder Milieu als eher horizontale) mit der Genusgruppenzugehörigkeit nicht eingeschätzt werden kann, oder wenn Zweifel darüber bestehen, was als gesellschaftlich herausragende Position bzw. Elite anzusehen ist.

Die Subjektperspektive auf der Syntax-Ebene der Forschungskonzeption ist durch die erforderliche *Zweckbestimmung* des Forschungsvorhabens gekennzeichnet. D. h., die zuvor festgelegte Zielsetzung ist so zu operationalisieren, dass mit der Formulierung einer forschungsleitenden Frage die Themenstellung auf den letztlich zu bearbeitenden Gegenstandsausschnitt eingegrenzt wird. Entsprechend verschiedener wissenschaftlicher Erklärungsmodelle sind mögliche Fragestellungen unterschiedlich ausgerichtet. Für deren Systematisierung wird hier auf ein *methodologisches Trivium* verwiesen (Sturm 1994, S. 94ff.). Dessen Beziehungsgefüge weist drei Schlussweisen (Abduktion, Deduktion, Induktion) sowie drei Aussagefelder (empirische Aussagen, theoretische Aussagen, Strukturaussagen) auf. Jede der drei Schlussweisen geht von zwei als gesichert angenommenen Aussagefeldern aus und erschließt daraus das fehlende Dritte.

Bei der *Abduktion* wird das empirische Material eines Falls mit Hilfe aller zugänglichen, interpretierenden (theoretischen) Aussagen – gleichgültig, ob diese aus der Alltagserfahrung oder aus wissenschaftlichen Theorien stammen – in unterschiedliche, möglichst kontrastierende Lesarten hinsichtlich der den Fall begründenden Zusammenhangsstruktur aufgefächert. Die so formulierten wahr-scheinlichen VorAussagen, auch ‚erklärende Hypothesen‘ genannt, müssen sich im kommunikativen Prozess der Wissenschaft Treibenden über das bekannte Material bewähren, weshalb diese Schlussweise auch als ‚Sherlock-Holmes-Logik‘ gekennzeichnet werden kann. Die typische Erhebungsform für abduktives Vor-

gehen ist die Einzelfallstudie. Der Erkenntniszweck ist auf eine *Entschlüsselung der den Erscheinungsformen zu Grunde liegenden Struktur* gerichtet. In der Frauen- und Geschlechterforschung sind es insbesondere Biografieforschung, Diskursanalyse oder die dokumentarische Methode, die abduktiv vorgehen. Obwohl diese Ansätze i. d. R. mit qualitativ-rekonstruierender Datenanalyse arbeiten, folgt die Wahl qualitativer Verfahren ausschließlich aus der Ordnungsstruktur der Themenstellungen feministischer Wissenschaft und nicht aus der Abduktionslogik. Wenn im oben entwickelten Beispiel z. B. nicht sicher ist, wodurch derzeit Karriereverläufe nachhaltig gelenkt werden, ist unstandardisiert und offen zu arbeiten. Wenn sich die Fragestellung zudem auf die Erkundung veränderter Beziehungsgefüge in einer *scientific community* richtet, sind diese Karrierestruktur prägenden Zusammenhänge z. B. anhand von Berufsbiografien abduktiv zu ermitteln.

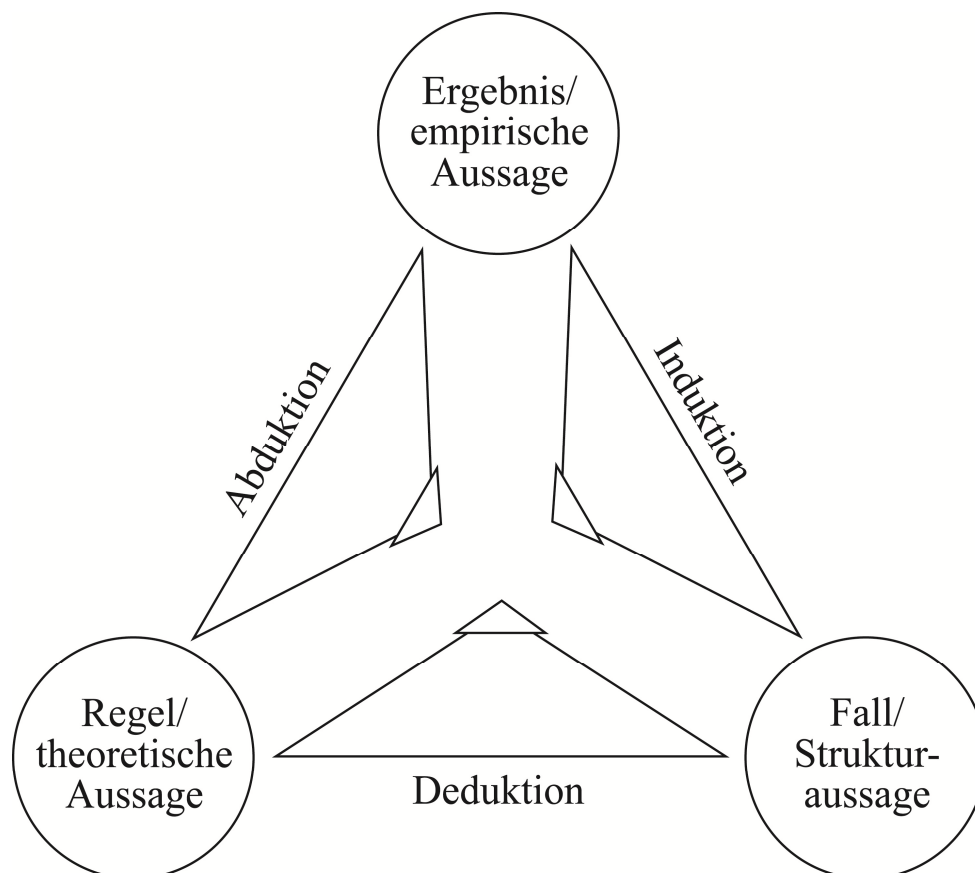


Abbildung 3: Methodologisches Trivium der drei Erklärungsmodelle der Abduktion, Deduktion, Induktion (Quelle: Sturm 1994 / 2004 / 2005 / 2006a).

Bei der *Deduktion* wird eine besondere Aussage (These) aus allgemeinen anderen Aussagen (Hypothesen, bestehend aus theoretischen Sätzen, die in einer Struktur zusammenwirken) gemäß logischer Regeln abgeleitet. Sind die Hypothesen im Sinne von Axiomen oder Gesetzen wahr, so ist die These deduktiv beweisbar bzw. der empirische Einzelfall vorhersehbar. Die Ausgangsebene einer solchen deduktiven Erklärung liegt dann in der Form „Wenn ..., dann ...“ sowie empirisch belegter Ursache bzw. Randbedingung (das „wenn“) vor; das zu erklärende Phänomen besteht aus dem erwarteten und zu beobachtenden empirischen Ereignis. Die typische Erhebungsform für deduktives Vorgehen ist das Experiment, und der Erkenntniszweck ist auf eine *Überprüfung und Sicherung von vorgenommenen Setzungen*, z. B. von logischen Gesetzen, gerichtet. Beispielsweise könnte eine Hypothese, dass die Ausschöpfung des Potenzials an hochqualifizierten Frauen bislang als Wettbewerbsgröße keine Rolle spielt, anhand eines Vergleichs von personalsuchenden mit personalgesättigten Branchen untersucht werden. Diese Schlussweise war bislang in der Frauen- und Geschlechterforschung nicht sehr verbreitet (außer in der Form des Gedankenexperiments), da es zunächst eher um die Entdeckung unbekannter Zusammenhänge und die Entwicklung neuer Theorien ging als um die Überprüfung bereits etablierter Konzepte.

Der *Induktionsschluss* geht von einer Anzahl empirischer Einzelaussagen über Gegenstände aus, für die bestimmte Strukturaussagen in Form operationalisierter Merkmale als wirkungsrelevant angenommen werden – indem z. B. Geschlecht ausschließlich als dichotome Variable verwendet wird. Häufen sich Zusammenhänge zwischen den so konstruierten Variablen, kann auf die allgemeine Gültigkeit dieser Merkmalskoppelungen für alle vergleichbaren Gegenstände geschlossen werden. Wie die Abduktion kann auch die Induktion niemals schlüssige Beweise, sondern nur Wahrscheinlichkeitsaussagen liefern. Die traditionelle Erhebungsform für induktives Vorgehen ist ein Survey. Gemeint ist damit i. d. R. eine Erhebung von Massendaten, z. B. über die angestrebten Berufe von Frauen und Männern einer bestimmten Jahrgangsstufe oder über die Genusgruppenverteilung in einem speziellen akademischen Berufsfeld. Der Erkenntniszweck ist auf eine *Entwicklung verallgemeinerbarer Aussagen* gerichtet, z. B. bezüglich des unterschiedlichen individuellen Arbeitsangebotsverhaltens von Männern und Frauen oder hinsichtlich wirksamer Anreize für Arbeitgeber zur Beschäftigung von hochqualifizierten

Frauen. Aktuell arbeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung vor allem die Konzeptionen, die der Grounded Theory folgen, mit dem Induktionsschluss. Aber auch die in der Anfangszeit weit verbreiteten Studien der Oral History oder aus Sozialstatistiken abgeleitete Situationsanalysen gehen induktiv vor.

Allerdings treten diese subjektgebundenen Entscheidungen für ein zweckangemessenes Erklärungsmodell selten pur bzw. isoliert auf: In Forschungsprozessen schichten sich neue Erkenntnisse i. d. R. einer Spiralfolge auf, wobei Schlusslogiken einander in der Aufeinanderfolge ergänzen. Letzteres geht in der Praxis mit der Kombination unterschiedlicher Techniken einher, was unter den Begriffen des Methodenmix oder der Triangulation (vgl. Flick 1991) fungiert, wobei im Falle von unterschiedlich spezifizierten Teilbereichen eines Themenfeldes auch quantitative und qualitative Zugangsweisen miteinander kombiniert werden können. Im Falle solcher Kombinationspraxis könnte dann deutlich werden, dass die immer wieder aufgekochten Streitigkeiten um die ‚wahre Methodenlehre‘, die sich häufig als Gegensatz quantitativ versus qualitativ präsentieren, Spiegelfechtereien sind und von bedeutsameren Beweggründen – z. B. wer die Besetzung von C4-Methoden-Professuren entscheidet und damit Einfluss auf die sich wandelnde Zentralreferenz des Faches nimmt – ablenken sollen.

Im Feld feministischer Wissenschaft führte eine eher themenfeldgebundene Reflexion über die Methoden der Erkenntnisgewinnung in Zusammenhang mit unterschiedlichen theoretischen Präferenzen und nicht zuletzt abhängig von je disziplinären Denkstilen zu einem breiten Spektrum von Verfahren, die heute in der Frauen- und Geschlechterforschung eingesetzt werden. Eine bewusste Auseinandersetzung mit der Syntax der sich höchst komplex darstellenden Themenfelder, die unvermeidlich Konsequenzen auch für den Verwertungszusammenhang hat, fand nur teilweise statt. Ein Beispiel dafür ist das Problemfeld ‚Gewalt gegen Frauen‘, das in politischen wie wissenschaftlichen Öffentlichkeiten weitestgehend verschwiegen wurde und damit ein Nicht-Thema war. Dieser wissenschaftlich quasi unbekannt Gegenstand verlangte von den Forscherinnen, ihre vorhandenen methodischen Werkzeuge entsprechend der Syntax ihres Themenfeldes zu verändern oder zumindest neu zu kombinieren (vgl. Hagemann-White et al. 1981). In den 1990er Jahren veränderten sich dann mit den theoretischen Fokussierungen auch die methodologischen Zugriffe: Nachdem vor allem Forscherinnen angetre-

ten waren, die traditionellen Wissensbestände hinsichtlich der Situation von Frauen zu ergänzen und Fragen nach dem Geschlechterverhältnis und seiner strukturierenden Wirkung in gesellschaftlichen Prozessen (einschließlich der Wissenschaft) zu stellen, wurde zunehmend die *Kategorie Geschlecht* selbst in Frage gestellt (vgl. u. a. Feministische Studien 2/1993, Sturm 2003b). Das sich durchsetzende Bewusstsein, dass Frauen keine homogene Gruppe sind, dass Geschlecht zwar eine tragende, aber nicht die einzig relevante Dimension sozialer Ungleichheit ist, sowie der Anspruch, das Themenfeld der unterschiedlichen Geschlechterrelationen nur interdisziplinär ausloten zu können, trugen dazu bei, dass sich neben den Zielsetzungen auch die Zwecksetzungen feministischer Forschung ausdifferenzierten. Wenn Geschlecht als erklärungsbedürftiges, am ehesten relationales Phänomen zu behandeln ist, müssen in der Empirie kontextsensible, ergebnisoffene und antiessentialistische Verfahren Verwendung finden. So finden derzeit neben den vor allem in Deutschland etablierten Studien einer feministisch gewendeten Kritischen Theorie, Studien mit ethnomethodologischem oder diskursanalytischem Ansatz weite Verbreitung (vgl. Althoff et al. 2001, S. 187ff.). Die in solchen Studien eingesetzten Verfahren der dokumentarischen Interpretation, des Krisenexperiments oder der Dekonstruktion kultureller Phänomene zielen alle auf eine Spezifizierung des Begründungszusammenhangs feministischer Forschung. Und trotzdem meine ich feststellen zu müssen, dass im Begründungszusammenhang feministischer Wissenschaft vor allem die grundlegende Syntax bislang zu wenig genau reflektiert wurde, und u. a. dadurch eine Mitsprache kritischer Wissenschaftlerinnen im normalwissenschaftlichen Veränderungsprozess zumindest geschwächt worden ist.

Pragmatik: Entscheidung für forschende Politikwissenschaft oder für gestaltende politische Praxis

Im methodologischen Entscheidungsprozess muss die *Bestimmung der Pragmatik* all den zuvor getroffenen Entscheidungen folgen. Die Objektperspektive kommt in dieser Phase insofern zum Tragen, als der *wissenschaftliche Handlungsbedarf* eher politikwissenschaftliche Forschung oder eher politische Gestaltung gesellschaftlicher Situationen und Zustände im Sinne von Umsetzung und Anwendung von Forschungsergebnissen nahe legt. Zugleich werden die zeitlichen, räumlichen, perso-

nellen, finanziellen etc. Handlungsspielräume deutlich, die Auswirkungen auf den praktizierbaren Forschungs- oder Gestaltungsprozess und seine erzielbaren Erträge haben. Aus der Subjektperspektive führt die Operationalisierung der handlungsleitenden Frage im Rahmen der verbleibenden Möglichkeiten nun endgültig zur *Mittelbestimmung*:

Im politikwissenschaftlichen Forschungsfall sind abhängig von Semantik und Syntax mehr oder weniger standardisierte Erhebungsinstrumente (Inhaltsanalyse, Beobachtung, Befragung, interaktive Re-/ Konstruktionen) und mehr oder weniger offene Erhebungsstrategien (Forschungsdesign, Fokussierung, Kontrolle) mit eher ‚qualitativen‘/sprachlich rekonstruierenden oder ‚quantitativen‘/statistisch modellierenden Datenanalyseverfahren zu kombinieren. Eine Interpretation der Ergebnisse im Hinblick auf die ursprüngliche Themenstellung kann nur im Rahmen der angenommenen Feldordnung und im Duktus der mit der Zweckbestimmung verknüpften Argumentationslogik erfolgen. Wenn z. B. Policy Studies bzw. Politikfeldanalysen notwendig erscheinen, weil die Problemverarbeitung durch das politisch-administrative System im Vergleich zu einem früheren Zeitpunkt keine angemessenen Lösungen mehr anbieten kann, hat sich die Ordnungsstruktur des Feldes offenbar soweit aufgelöst, dass mit eher unstandardisierten, offenen Verfahren (z. B. abduktiv im Rahmen einer Fallstudie) geforscht werden sollte. Interessiert hingegen ein Überblick über die aktuell z. B. in der Familienpolitik eingesetzten Interventionsmittel, können diese standardisiert und relativ geschlossen gemäß der darin implizierten Zwecke erhoben und statistisch dargestellt werden, um dann per Induktionsschluss eine Mehrheitsaussage zu formulieren.

Im realpolitischen Gestaltungsfall sind entsprechend eine Bestandsaufnahme (Wahl der Instrumente und Strategien für Bestandserhebung wie Bestandsanalyse entsprechend dem Forschungsfall), die Umsetzung von ideellen und/oder materiellen Gestaltungsoptionen (Entscheidung hinsichtlich der gestaltbaren politischen Realität, Festlegung der Instrumente und Strategien für die Neu-/Umplanung und Vermittlung bzw. Implementierung des Vorhabens) sowie die notwendigen Evaluierungsmaßnahmen (für einzelne Schritte wie für den gesamten Prozess) zu entwickeln. Da politische Gestaltung meist erst dann eingefordert wird, wenn die aktuelle gesellschaftliche Praxis aufgrund zunehmenden Problemdrucks nicht mehr angemessen erscheint, ist daraus i. d. R. auf ein ungeordnetes Problemfeld zu schließen. Insofern sind vermehrt unstan-

dardisiert und offen angelegte Techniken der Wahrnehmung, der De- und Rekonstruktion gesellschaftlicher Erfahrungen oder der Intervention einzusetzen. Zumindest im Feld der politischen Bildung existieren bereits eine ganze Reihe methodisch-didaktischer Werkzeuge (z. B. Kuhn & Massing 2000), die unter verändertem methodologischen Fokus neu systematisiert werden könnten.

Mit der Pragmatik feministischer Empirie hat sich die Frauenforschung sehr frühzeitig auseinandergesetzt. Die method(olog)ischen *Postulate* von Maria Mies aus dem Jahr 1978 spitzten die Anfangsüberlegungen der Berliner Frauenuniversität zu. Auf Kritik unterschiedlicher Herkunft stieß die geforderte bewusste Parteilichkeit für die Aufhebung der Unterdrückung der Frau wie gegen eine verallgemeinert als Neutralität und Indifferenz verstandene Werturteilsfreiheit. (Letztere gilt auch in der bisherigen Normalwissenschaft nur im Begründungszusammenhang und nicht im Entdeckungs- oder Verwertungszusammenhang.) Maria Mies proklamierte weiterhin eine Sicht von unten im Dienste der beherrschten Gruppen, aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen, Veränderung des Status quo als Ziel von Forschung, Auswahl des Forschungsgegenstandes nach strategischen Erfordernissen der Frauenbewegung, und Organisation von Forschung als beidseitigen Bewusstwerdungsprozess für Forschende und Erforschte.

Bis Mitte der 1980er Jahre führte die methodologische Diskussion hinsichtlich des Begründungs- wie des Verwertungszusammenhangs weitgehend zu der Übereinkunft (vgl. Zentraleinrichtung 1984), dass es zwar keine spezielle Methode der Frauenforschung gebe, sich allerdings insbesondere offene prozessorientierte Verfahren zur Erhebung qualitativer Daten eigneten, die bislang verschwiegenen oder verzerrt dargestellten Lebensrealitäten von Frauen zu erfassen. Für die Analyse bedeutet dies, sowohl den Entstehungsprozess von Daten und Ergebnissen als auch das Verhältnis zwischen den am Forschungsprozess Beteiligten mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen, Vorstellungen und Ressourcen zu reflektieren und zu veröffentlichen, da nur so das entstehende Forschungsprodukt beurteilbar ist. Die durch Maria Mies' Postulate sich pointierende Diskussion nahm mit der Betonung des Ziels emanzipatorischer Veränderung verstärkt den Verwertungs- und Wirkungszusammenhang von Forschung in den konzeptionierenden Blick. Mies' Prinzipien der Parteilichkeit und Betroffenheit wurden im Kolleginnenkreis zwar äußerst kontrovers diskutiert, führten aber in der Folge in der *Auseinan-*

dersetzung um den Autonomieanspruch von Wissenschaft gegenüber politischen Zielsetzungen zu den bereits angedeuteten deutlichen Positionierungen hinsichtlich des Entdeckungszusammenhangs feministischer Forschung (z. B. Becker-Schmidt 1985; Thürmer-Rohr 1987).

Trotzdem wurde bislang nicht nur in der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung zu wenig reflektiert, wie die auf den Ebenen der Semantik und der Syntax getroffenen Entscheidungen die *Verwertung der Ergebnisse feministischer Forschung* lenken. Wenn z. B. eine konstruktivistisch orientierte Geschlechterforschung mit der Geschlechterdifferenz die Naturhaftigkeit hierarchischer Ordnung hinterfragt, wird auf der Syntaxebene eine unvollständige Ordnung angenommen und es werden abduktive oder induktive Schlusslogiken gewählt. Die Pragmatik dieser Ansätze ist ‚objektiv‘ in erster Linie auf Forschung ausgerichtet, wenngleich deren Ergebnisse auch im gesellschaftlichen Alltag andere Begründungen für politikrelevante Strukturen notwendig werden lassen und damit Veränderung ermöglichen. Die Pragmatik ist ‚subjektiv‘ auf eine Mittelwahl angelegt, die aufgrund des Erkenntnisinteresses und der begriffenen Ordnungsstruktur einen ergebnisoffenen Forschungsprozess gewährleisten muss. Somit liegt es in diesem Beispiel außerhalb des wissenschaftlichen Einflussbereichs, welche möglichen Erkenntnisse in der politischen Gestaltungspraxis wem wie nutzen werden.

Folgerungen

Meine Einordnung sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung in eine Vergleiche erlaubende methodologische Ordnungsstruktur lässt für die Vergangenheit umfangreiche Klärungen sowohl des Entdeckungs- als auch des angestrebten Wirkungszusammenhangs erkennen. Anders sieht meine Einschätzung bezüglich des Begründungszusammenhangs aus, ohne den die Wirkung einer Forschung oder Gestaltung faktisch nicht einzuschätzen ist. Zwar wurde in den Diskussionen der vergangenen beiden Jahrzehnte immer wieder auf Ursula Müllers Artikel „Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung?“ (1984) verwiesen, die darin den Blick von Methode im Sinne von Werkzeug umwendet auf einen feministischen Begründungszusammenhang. Die syntaktische Struktur wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse, die den Begründungszusammenhang nicht unerheblich bestimmt, wurde in der Folgezeit jedoch kaum analysiert. Insofern ist der *Begründungszusam-*

menhang bislang am wenigsten reflektiert worden. Nichtsdestotrotz folgte die feministische Forschungspraxis im Allgemeinen den hier thematisierten Bedingtheiten, indem häufiger qualitative Verfahren Verwendung gefunden haben. Dies entspricht dem durch die Berücksichtigung von Geschlecht veränderten Blick auf nahezu alle Themenfelder und der damit einzugestehenden unklaren Feldordnung, die die Mittelbestimmung prägt. Für die Zukunft sind jedoch Operationalisierungsentscheidungen, die dem empirischen Gegenstand entsprechend die Alternativen klar abwägen, erstrebenswert. Dafür müssten allerdings in den Curricula der Hochschulen Methodologiekurse einen festen Platz erhalten, da die Kenntnis der methodischen Werkzeuge alleine nicht ausreicht.

Wenn ich im Weiteren beurteilen möchte, welche Chancen Wissenschaftlerinnen haben, das Unthematisierte in den Methodendiskurs der in die Krise geratenen Normalwissenschaft²¹ einzubringen und damit eventuell eine andere Diskurskultur einzuleiten, sind für einen ersten Blick die wissenschaftlichen Gesellschaften das angemessene Objekt: In der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) existiert erst seit dem Herbst 2003 eine ad-hoc-Gruppe ‚Empirische Methoden‘, über deren Mitgliederstruktur mir keine Informationen vorliegen. In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) hatte sich die Sektion ‚Methoden der empirischen Sozialforschung‘ Mitte der 1960er Jahre gegründet, um den wissenschaftlichen Austausch zwischen empirisch arbeitenden SoziologInnen an Forschungs- und Umfrageinstituten und an den sich etablierenden Universitätsinstituten zu fördern. BewerberInnen werden heute nur als bereits Promovierte nach einem Probevortrag und unter der Bedingung, dass die Mehrheit der Mitgliederversammlung zustimmt, als Mitglieder aufgenommen. Derzeit (Ende 2003) sind 23 Wissenschaftlerinnen und 116 Wissenschaftler im Mitgliederverzeichnis dieser DGS-Sektion verzeichnet, von denen 5 bzw. 66 der Statusgruppe der ProfessorInnen angehören (vor einer Bereinigung des Mitgliederver-

²¹ Ein Faktum, das auf die im Kuhnschen Sinn verstandene Krise hinweist, ist die zunehmende Zersplitterung der wissenschaftlichen Gesellschaften in immer mehr Sektionen, Arbeits- und Ad-hoc-Gruppen, die kaum mehr durch inhaltliche Komplexität der Gegenstände zu begründen ist. Sie scheint eher auf nachlassende Bindungskraft zentraler wissenschaftstheoretischer Leitbilder und auf mangelnden Willen zur Zusammenarbeit und zur Verknüpfung verschiedener Positionen zu verweisen. Speziell im Methodenbereich besinnt sich kaum jemand auf gemeinsame Strukturen, sondern für jedes ‚neue‘ Verfahren wird eine eigene Arbeits- oder wissenschaftliche Gemeinschaft gegründet mit eigenen Tagungen, Fortbildungsveranstaltungen etc.

zeichnisses im Jahr 1994 waren es 10 Frauen und 106 Männer, von denen 2 bzw. 59 ProfessorInnen waren). Im Oktober 1997 wurde zudem eine Arbeitsgruppe (AG) ‚Methoden der qualitativen Sozialforschung‘ gegründet, aus der im Herbst 2003 eine Sektion hervorging. Diese zweite Methodensektion weist derzeit 73 Wissenschaftlerinnen und 86 Wissenschaftler im Mitgliederverzeichnis auf, von denen 10 bzw. 27 ProfessorInnen sind. Die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen in der Sektion mit quantitativer Ausrichtung kann nicht dadurch erklärt werden, dass Frauen weniger (gerne) empirisch forschten. Und der scheinbare Zusammenhang zwischen Genusgruppenzugehörigkeit und Methodenpräferenz ist bereits früher widerlegt worden (z. B. Becker-Schmidt & Bilden 1991, S. 24). Vielmehr lässt die Genusgruppenverteilung in den beiden Methodensektionen der Soziologie darauf schließen, dass insbesondere ein Teil der quantitativen Methoden zum Hort der zu bewahrenden Normalwissenschaft stilisiert wird. Davon ausgehend, dass gerade das Verschwiegene hochwirksam sein kann, ist gemäß meinen bisherigen Betrachtungen vor allem die Syntax wissenschaftlichen Handelns zu beachten, um diese Stilisierung zu unterlaufen.

Im sich abzeichnenden Prozess wissenschaftlichen Wandels ist zu vermuten, dass mit der Syntax von Theorie und Empirie zugleich die *Zentralreferenz patriarchaler Normalwissenschaft* geschützt werden soll. Dieser Schutz funktioniert, indem (offensichtlich vor allem quantitative) Methoden weitverbreitet als Geheimwissen gehandelt werden. Zwar gehören Statistik, multivariate Datenanalyse und Methoden quantitativer Sozialforschung inzwischen zum Pflicht-Kanon eines jeden sozialwissenschaftlichen Studiums – jedoch spezialisieren sich nur sehr wenige Studierende in diesem Bereich, obwohl gute Methodenkenntnisse als Distinktionskriterium für Wissenschaftlichkeit gelten. Die von mir hier dargelegten syntaktischen Aspekte methodologischer Entscheidungen gehören allenfalls in Spezialseminaren zur Ausbildung. Gelehrt werden hauptsächlich Techniken mit wenig Bezug auf die Kontextbedingungen ihres Einsatzes – und dies häufig nur im Rahmen von Sekundäranalysen am Computer statt im Feldeinsatz. Die (karriere-)relevante *Vermittlung* von Methoden geschieht so nach wie vor eher *in einem direkten Lehrer-Schüler-Verhältnis* (z. B. im Rahmen von Forschungsprojekten), das an traditionelle Meisterschulen erinnert. Und um SchülerIn zu werden, muss sich mensch i. d. R. bewerben und wird aufgrund der milieumäßigen Passungen ausgewählt (z. B. ist BewerberInnen um die Mitgliedschaft in

der DGS-Methodensektion/quantitativ vor ihrem Vorstellungsvortrag häufig nicht klar, welche Kriterien dieser erfüllen muss, damit die anwesenden Mitglieder für Aufnahme plädieren). Damit greifen alle bekannten Benachteiligungsmechanismen, denen Frauen in der Wissenschaft unterliegen.

Das angesprochene hierarchische Meister-Verhältnis hat sich im deutschen Wissenschaftssystem in der weit verbreiteten Schulbildung fortgesetzt. Die damit verbundenen *communities* treten in Konkurrenz zueinander und versuchen mit allen möglichen Mitteln, ihre Einflussosphäre zu erweitern oder zumindest zu bewahren. Im Bereich empirischer Sozialforschung stehen nicht nur VertreterInnen qualitativer gegen VertreterInnen quantitativer Methoden. Vielmehr erfolgen Abgrenzungskämpfe auch zwischen VertreterInnen spezifischer Verfahren innerhalb eines Paradigmas. So gewährleistet allein die Zugehörigkeit zu einer berufsständischen Organisation keineswegs die Akzeptanz oder gar die Unterstützung der anderen Mitglieder. Die offiziell ausgetragenen Streitpunkte – wie z. B. der um die Güte qualitativer oder quantitativer Verfahren – scheinen zu verobjektivieren, wer die Kernaussagen der jeweiligen Disziplin zukünftig bestimmen darf. Entsprechendes gilt für die Frage der Qualifikation und Eignung von Frauen für Leitungspositionen. Da es, laut Thomas Kuhn, auch bei der Wahl eines Paradigmas – wie bei politischen Revolutionen – keine höhere Norm als die Billigung durch die maßgebliche Gemeinschaft gibt, sollten deren Kriterien zumindest klar sein. Im verminten Feld wissenschaftlicher Methodendiskurse trägt meine hier vorgestellte Strukturierung dazu bei, vorgeschobene Argumente schneller aufdecken zu können.

Trotzdem wird es vielen LeserInnen wenig nutzen, zukünftig mit verändertem Blick auf die Argumentation empirischer Arbeiten schauen oder die eigenen Vorhaben mit materialangemesseneren Begründungen präsentieren zu können. Aber eventuell wird die Einschätzung der erfahrenen Abwehrstrategien klarer – ob es um einen abgelehnten Forschungsantrag geht oder um eine nicht zugesprochene Stelle. Weder führen moralische Empörung ob der erfahrbaren Ungerechtigkeit oder normative Forderungen einer Gleichbehandlung zu Veränderungen noch das Mitschwimmen im Strom derer, die durchaus begründet in der Empirie auf gegenstandsangemessene Methoden bzw. bei Stellenbesetzungen auf ein ausschreibungsangemessenes Qualifikationsprofil insistieren. Da, wo es um Definitionsmacht und Steuerungsmöglichkeiten geht, erfolgen Be-

setzungen von Themen wie von Stellen größtenteils gemäß traditioneller Patronage, die nicht nur Frauen von zentralen Bereichen fernhält. Folge ich der dichotomisch konstruierten Kuhnschen Einschätzung wissenschaftlichen Fortschritts, so sind rationale Diskurse – also Begründungen auf dem Wege des Austausches von Argument und Gegenargument – nur innerhalb fortwährender Normalwissenschaft möglich. „Beim Übergang von einem Paradigma zu einem anderen spielt nicht einmal die Rhetorik, sondern vorzugsweise die Eristik die entscheidende Rolle“, verstanden „als die Technik, andere mit allen denkbaren sophistischen Tricks zu überreden oder zu indoktrinieren“ (Ritsert 1996, S. 199).

Diese eher düstere Einschätzung soll nun nicht dazu führen, dass wir uns nicht mehr um eine feministische Erkenntnis fördernde Theorie und Empirie bemühen. Methodologisches Denken kann dabei zumindest die beiden folgenden Ergebnisse hervorbringen: Zum einen fördert es das Begreifen des eigenen – hoffentlich lustvollen – Forschens und Gestaltens. Zum anderen legt es den Schluss nahe, dass die Veränderung der Welt einschließlich der Wissenschaft mit nicht-rationalen Mitteln leichter gelingen könnte (dazu Schopenhauer 1983).

Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik

(2000)²²

Politikwissenschaft richtet ihr disziplinäres Augenmerk auf gesellschaftliche Akteure und politische Institutionen sowie deren Beziehungen zueinander, durch die Macht- und Herrschaftsverhältnisse Gestalt annehmen. Wie weitreichend sich Politikwissenschaft in Deutschland dabei immer noch als männer- und männlichkeitsorientierte Disziplin darstellt, präsentieren Ingrid Kurz-Scherf (2001) und Birgit Sauer (2001) eindrücklich. Wenn also die Zweigeschlechtlichkeit von Politik in der Fachdisziplin kaum rezipiert wird, um wie viel geringer ist dann die Chance, dass die für die Wissenschaft wesentlich grundlegendere Kritik feministischer Wissenschaftlerinnen an den Kernvorstellungen der Theoriebildung Gehör findet. Dies betrifft allerdings nicht nur die Politikwissenschaft, sondern nahezu alle wissenschaftlichen Disziplinen, obwohl in Kreisen der Wissenschafts- und Wissenstheoretiker/innen ein Umdenken eingesetzt hat: So verweist z. B. Jürgen Ritsert auf „eine ausgeprägte Tendenz [...], Zusammenhängen zwischen Wissenschaftslogik und Wissenschaftsgeschichte nachzugehen“ (1996, S. 226) und führt als Beispiel für die neue empirische Wissenschaftssoziologie die Arbeiten von Loren Graham und Helen Longino an (ebd., S. 340ff).

Der nun folgende Text ist über weite Teile identisch mit einem Vortrag²³, der als Zielgruppe nicht nur Kolleg/inn/en aus der Politikwissenschaft ansprechen sollte. Es werden jedoch solch zentrale Konstruktionen abendländischer Wissenschaften thematisiert, dass sie das Denken jeglicher Fachdisziplin und damit auch der Politikwissenschaft herausfordern sollten. Formuliert habe ich den Text als Soziologin, die sich schwerpunkt-

²² Dieser Artikel erschien erstmals 2001 in: Ayla Satilmis & Telse Jacobs (Hg.), *Feministischer Eigensinn: Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft* (Argument Sonderband Neue Folge, AS 283, S. 91-104). Hamburg: Argument.

²³ „Kernthemen feministischer Wissenschaftskritik“ im Interdisziplinären Kolloquium des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Philipps-Universität Marburg am 6. November 2000.

mäßig mit Methoden der empirischen Sozialforschung und folglich auch mit Methodologie beschäftigt. Da derzeit in den *scientific communities* der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften eine tiefgreifende Verunsicherung sowohl hinsichtlich der bislang verfolgten theoretischen Leitkonzepte als auch hinsichtlich der angemessenen Forschungsmethoden diskursfähig wird, geraten erkenntnistheoretische Grundsatzüberlegungen wieder verstärkt in die Auseinandersetzung. Die Forschungsdiskurse feministischer Wissenschaftlerinnen sind daran nicht unerheblich beteiligt.

Um zum Ende der hier ausgeführten Überlegungen zu aktuell formulierten herausfordernden Thesen feministischer Wissenschaftstheoretikerinnen zu gelangen, stelle ich zunächst sehr kurz unter Verweis auf einen Vortrag von Regina Becker-Schmidt vor, welche wissenschaftliche Position mit der Kennzeichnung ‚feministisch‘ versehen wird – und positioniere mich damit selbst. Ausführlicher beschäftige ich mich sodann mit zwei Begriffen, die m. E. in der Wissenschaftsgeschichte als Kernvorstellungen zum Tragen gekommen sind: Zum Einen geht es um Naturvorstellungen und zum Anderen um Identitätslogik. Die abschließend rezipierten Forschungsfragen aktueller feministischer Theoriebildung bleiben thesenhaft, um zum Weiterlesen anzuregen bzw. – wie im Titel angedeutet – das bisherige eigene Denken zu provozieren.

Kriterien für feministische Wissenschaft

Unter dem Druck der Neuen Frauenbewegung öffneten sich in Deutschland in den 70er Jahren zunächst die gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen einer Neufokussierung ihrer Themenfelder unter dem Schlagwort „Frauenforschung“. Frauenforschung wird seither „als Oberbegriff für alle Untersuchungen verstanden, die die Bedeutung des Einflussfaktors ‚Geschlecht‘ in der Wissensproduktion, in der Gestaltung von sozialen Welten, in der Ausrichtung von Diskursen thematisieren und dabei die gesellschaftlich vernachlässigten Interessen von Frauen ins Spiel bringen. Gegen die Geschlechterforschung lässt sie sich folgendermaßen abgrenzen: Sie konzentriert sich auf die Angehörigen der weiblichen Genus-Gruppe, um zum einen die gesellschaftliche Relevanz ihrer Erfahrungen und ihres Wissens herauszuarbeiten; um ihre Rolle in der Kulturgeschichte und Wissenschaftsentwicklung wider alles Vergessen in Erinnerung zu bringen. Zum anderen deckt Frauenforschung die

Diskriminierungen und die Mechanismen der Marginalisierung auf, welche Frauen zugemutet wurden und werden. Des weiteren geht sie Phänomenen nach, die mit Zuschreibungen von ‚Weiblichkeit‘ zu tun haben“ (Becker-Schmidt 1999, S. 1f). Je nach den die Analysen begründenden Referenzsystemen oder nach politischer Opportunität wurden später die Bezeichnungen Geschlechterforschung oder Geschlechterverhältnisforschung präferiert.

Parallel dazu bezeichneten sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als „feministisch“. Dieser Begriff „wurde im vorigen Jahrhundert geprägt, um die emanzipatorischen Impulse in politischen und wissenschaftlichen Strömungen zu charakterisieren, die von Frauen gesetzt wurden. Bis heute ist ‚feministisch‘ ein Synonym für ‚kritisch‘ geblieben, kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden oder einseitig männlichen Sichtweisen, sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind. Die Dekonstruktion wissenschaftlicher Mythen ist demzufolge ebenso Sache des Feminismus wie die Auseinandersetzung mit soziokulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die soziale Ungleichheit, Unfreiheit und Diskriminierung entlang der Trennlinie ‚Geschlecht‘, aber auch der von Klasse und Ethnie hervorbringen oder befestigen. ‚Feminismus‘ ist also keine Weltanschauung, sondern eine Option für Aufklärung, die über Geschlechterfragen hinausgehen kann. Die erkenntnistheoretischen, methodologischen und inhaltlichen Innovationen feministischer Forschung können Transfercharakter für Gegenstandsbereiche auch jenseits der Frauenforschung haben und umgekehrt nimmt feministische Forschung wissenschafts- und gesellschaftskritische Problematisierungen aus anderen Strömungen zur Konturierung ihrer eigenen Positionen auf“ (ebd., S. 1). Sofern es also um die Art und Weise des Denkens geht oder im Verhältnis von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt die eigene Vergeschlechtlichung zur wissenschaftlichen Selbstreflexion gehört, sprechen vor allem Vertreterinnen und Vertreter der Geistes- und Naturwissenschaften von feministischer Wissenschaft.

Rekonstruktionen der Wissenschaftsgeschichte

Nach dieser knappen und hochverdichteten Klärung meiner Ausgangsbedingungen will ich mich der Kritik von feministischen Wissenschaftlerinnen an der tradierten Wissenschaft nähern. Dazu habe ich verschie-

dene Dekonstruktionsanalysen von Wissenschaftlerinnen zu zwei grundlegenden Konzepten abendländischer Kultur gesichtet und versuche, diese hier zu pointieren. Es geht um die Begriffe Natur und Identität – wobei ich deutlich auf die interpretierende Reduktion meiner Darstellung hinweise.

Einer Rekonstruktion der Wissenschaftsgeschichte unter Beachtung des implizierten Geschlechterverhältnisses haben sich in den vergangenen 20 Jahren insbesondere amerikanische Philosophinnen gewidmet. Hervorhebend sind zu nennen: Sandra Harding, Evelyn Fox Keller (als mathematische Biophysikerin) und Carolyn Merchant, deren Hauptwerke auch in deutscher Übersetzung vorliegen. Insbesondere Carolyn Merchant weist in ihrem 1980 erschienenen Buch „Der Tod der Natur“ nach, dass schon während der Renaissance der ökologischen Krise von heute der Weg gebahnt wurde. Ihrer Argumentation möchte ich für diesen Aspekt folgen. Schon vor Beginn der Neuzeit hatte sich mit der Philosophie Platons eine hierarchische Dichotomisierung der Welt etabliert. Diese hatte die Natur als weibliches Prinzip, als passive und rezeptive Materie in einen Gegensatz zum Geist als männliches Prinzip, als aktive und bewegende Kraft gesetzt. Vor allem wurde in diesem Dualismus die Physis untergeordnet und die körperlose Idee bevorzugt! Dennoch hatte bis zum 16. Jahrhundert in okzidentalischen Kulturräumen ein animistisches Bild von Natur gegenüber einem Nutzungsansatz überwogen. In Europa wurde bis ins Mittelalter der Zusammenhang von Ich, Gesellschaft und Kosmos im Bild des Organismus gesehen. Dass unter der Organismusmetapher ein ganzes Spektrum von philosophischen und politischen Alternativen entstand, bietet kein Hindernis, all diese Weltansichten unter der Rubrik „organisch“ zusammenzufassen. Deren leitende Metaphorik bestand aus einem Doppelbild der Natur: Zum einen das der Erde als nahrungsspendende, freundliche, wohltätige Mutter in einem planvoll geordneten Universum; zum anderen das der wilden, unbeherrschbaren Natur, die gewalttätiges Chaos hervorbringt. Während das erste Bild den Menschen Ehrerbietung abverlangte und sie von Eingriffen in den lebendigen Organismus oder vor dessen Beraubung zurückhielt, rief die zweite Metapher das Interesse an Naturbeherrschung wach. In dem Maße, in dem die Gesellschaften den Prozess der Kommerzialisierung und Industrialisierung vorantrieben, war eine Verschiebung der leitenden Metaphorik unumgänglich. So verschwand allmählich die Vorstellung von der Erde als Nährerin in einer organischen Welt. Prägend wurde die Vorstellung

von Natur als Störung und Gesetzlosigkeit, deren sich die 'Menschheit' zu bemächtigen hatte.

Laut Carolyn Merchants Analyse war mit dem Zerfall des Feudalismus und der Expansion der Europäer in neue Welten und auf neue Märkte die Diskrepanz zwischen technischer Entwicklung und organischer Metaphorik im 16. und 17. Jahrhundert so groß geworden, dass ein neuer Wertekodex dem Aktionsrahmen angemessen werden musste. Dies ist das Geburtsjahrhundert der neuen Wissenschaft der Mechanik als Vorläuferin einer modernen Wissenschaft. Die neuen kognitiven Strukturen der Wissenschaft, auf die ich gleich noch genauer eingehen werde, fanden auf zwei Ebenen Unterstützung: Zum einen, weil sie eine Basis für den Kampf gegen die Vorherrschaft der politischen und geistigen Autoritäten des Feudalismus schufen. Zum anderen, weil mit dem vorindustriellen Kapitalismus – ich denke dabei insbesondere an die fortgesetzte Akkumulation und die Verbreitung der Geld- und Marktwirtschaft – das Interesse an permanenter Ertragssteigerung durch effizientere Technologien und einzuschränkende Subsistenzproduktion ins schier Unermessliche wuchs.

Bevor ich mich näher auf eine Diskussion der Denkstrukturen neuzeitlicher Wissenschaft einlasse, will ich zunächst noch beschreiben, was die eben dargestellte Werteververschiebung bezüglich weiblicher Natur für die Frauen jener Zeit bedeutete: Carolyn Merchant beschreibt, wie auf unterschiedlichen Ebenen das Bedürfnis wuchs, Natur zu unterwerfen und zu kontrollieren. So wie die Erde zunehmend als chaotisch erlebt wurde und damit zur Beherrschung herausforderte, so wuchs zugleich der Wunsch, Frauen zu disziplinieren, von denen man glaubte, dass sie wegen ihrer Gebärfähigkeit der Natur näher stünden als Männer. Aufgrund dieser größeren Naturnähe wurde Frauen ein stärkerer Sexualtrieb unterstellt und damit implizit die Nähe zum Teufel proklamiert. So nährte sich die Hexenverfolgung aus der Angst, dass die unkontrollierte Seite der Natur die Oberhand gewinnen könnte. Die Herabwürdigung der Frau und des Animalischen auf eine mindere Stufe menschlichen Lebens beruhte auf dem Dualismus von Natur und Kultur, der nicht nur für die geisteswissenschaftlichen Fächer prägend wird, sondern auch ein entscheidendes Moment beim Aufschwung der westlichen Zivilisation auf Kosten der Natur bedeutet. Männer gehören laut neuer Weltordnung zur Kultur-Ebene – Frauen, Natur und Kolonien wurden so zugerichtet, wie sie an ihrem „natürlichen“ Platz zur Ausbeutung bereitzustehen hatten.

Königinnen wie Handwerkerinnen oder gar Wissenschaftlerinnen und sogar Hebammen wurden als Umkehrung der natürlichen Ordnung angefeindet und waren mit der Aufklärung weitestgehend von der Bildfläche verschwunden. Die Folgewirkungen dieses Prozesses sind bis heute deutlich! So fordert Carolyn Merchant: „Wenn Natur und Frauen, Indianer und Schwarze aus den Fesseln dieser Ideologie befreit werden sollen, bedarf es einer radikalen Kritik der Grundkategorien ‚Natur und Kultur‘, die alle wissenschaftlichen Fächer begrifflich strukturieren“ (1987, S. 160).

Mit der Wissenschaftsentwicklung hat sich insbesondere Sandra Harding beschäftigt: Seit der Institutionalisierung moderner Wissenschaften in Europa zum Ende des 17. Jahrhunderts sind die Wissenschaften intra- und interdisziplinär starken Arbeitsteilungen unterworfen. Vor allem werden seither kognitive von gesellschaftlichen Zielsetzungen getrennt. Die moderne Kosmologie ist geprägt vom Atomismus, Wertfreiheit und der experimentellen Beobachtung. Der Atomismus zerlegt Natur in kleinste Teilchen passiver, träger Materie, die nur durch von außen wirkende Kräfte miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Während die organistische Sichtweise der Natur eigene Werte und Interessen und eine interne Zweckorientierung zuschrieb, sprachen die Nachfolger des Kopernikus (†1543) von primären und sekundären Qualitäten der Natur, wobei erstere reliabel und objektiv zu messen sein müssen und letztere als subjektiv abgetan werden können. Zugleich wird mit dem Postulat der Wertfreiheit behauptet, es gäbe keine der Natur inhärenten Werte. So wurde die eng definierte, positivistisch deklarierte Methode zum mächtigsten Symbol für die neue Wissenschaft und zum Herrschaftsinstrument. Insgesamt „findet die Fortschrittlichkeit sich in jenen Charakterzügen, die ein Abbild dessen sind, was im Westen als männlich begriffen wird: soziale Autonomie, Überschreitung des gesellschaftlich Konkreten und Besonderen, epistemische und moralische Entscheidungsbefugnis auf der Grundlage unparteiischer Methoden, Regeln und Gesetze“ (Harding 1990, S. 249).

Es stellt sich somit die Frage, ob das Zwei-Welten-Universum der Antike sich in neuzeitlicher Wissenschaft nicht nur in modernerer Form und extrem gesteigerter Effektivität präsentiert? Zumindest die feministischen Wissenschaftskritikerinnen sehen die Geschlechterordnung im wissenschaftlichen Forschungsprozess abgebildet, mit der Natur in Metaphern der Weiblichkeit beschrieben und dem Forschungsvorgang „als ange-

messene Tätigkeit zur Konsolidierung und Aufrechterhaltung männlicher Geschlechtsidentität“ (ebd., S. 257). Für die Naturwissenschaften hatte Evelyn Fox Keller ähnliche Überlegungen schon 1985 spezifiziert, die ich in drei zentralen Punkten darlegen will:

- Jegliche Wissenschaft – also auch die Naturwissenschaften – sind eine soziale Tätigkeit, ein gesellschaftliches Unternehmen. Sowohl das Geschlecht als auch die Wissenschaft sind gesellschaftliche Kategorien, die anhand von Entstehungsprozessen erkennbar werden. Charakteristika entwickeln sich anhand von Ausgrenzungsprozessen, die in der modernen Wissenschaft spezielle Dualisierungen und Spaltungen verfestigten: wir sind daran gewöhnt, in entsprechenden Schwarz-Weiß-Bildern zu denken – Verstand versus Liebe, objektiv versus subjektiv, öffentlich versus privat, Licht versus Finsternis etc. Hinter allem steht implizit die Zuordnung zu Männlichkeit versus Weiblichkeit. Für diese Struktur prägt Evelyn Fox Keller den Begriff des „Wissenschaft-Geschlechter-System“s.
- Älteren Wissenschaftsformen, wie der Alchemie, dem Animismus oder der Astrologie, wurde vorgeworfen, subjektiv insofern zu sein, als nur das Innenleben des Menschen auf Natur projiziert worden sei. Evelyn Fox Keller stellt daneben ihre These, wonach heutige Wissenschaft die eigene innere Leere, die Wahrnehmung als getrenntes und autonomes Wesen, desinteressiert und entfremdet auf ihren Erkenntnisgegenstand projizieren. Die Naturwissenschaften speziell übertrügen die Erfahrungen einer Minderheit weißer Mittelschicht-Männer auf Natur.
- Dagegen setzt sie die Erfahrungen der Differenz, verstanden als Vielfalt, Verschiedenheit, Nichtausgrenzung von „anderen“ Erfahrungen oder „unpassenden“ Beobachtungen. Die Anrufung der Objektivität setzt sie gleichbedeutend mit der Abschaffung der Verantwortlichkeit, worin eben auch ihre Popularität begründet liege. Evelyn Fox Keller rückt dem Objektivitätsproblem mit der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie (vgl. z. B. Arbeiten von Nancy Choderow oder Dorothy Dinnerstein) zuleibe, wodurch sie die angestrebte größtmögliche Entfernung des Subjekts von einem Objekt speziell für Männer aufgrund ihrer Sozialisation als „lebensnotwendig“ erklärt und nachweist, warum ihnen somit erschwert wird, die Erfahrungen von Welt und Natur als mit ihnen verbunden wahrzu-

nehmen. Gegen diese Folgerungen aus männlicher Vergeschlechtlichung entwirft sie die Idee einer „dynamischen Autonomie und Objektivität“. Diese sind geprägt durch das Bewusstsein der Verbundenheit mit den anderen und der Natur genauso wie durch das der Veränderung aller Teilhabenden im Erkenntnisprozess.

Soweit meine Rezeption von Evelyn Fox Keller.

Das mechanistische Weltbild der aufgeklärten Wissenschaften hat zu den bekannten Formen der Industrialisierung geführt. Die Vergesellschaftung jeder einzelnen Frau findet somit während der vergangenen 200 Jahre sowohl – wie soeben am Naturbegriff belegt – auf der Ebene der Bilder und Vorstellungen statt als auch auf der Ebene des Erlebens und Handelns: Letztere zeigt sich in der Erwerbsarbeit durch mindere Akzeptanz weiblich konnotierter Tätigkeiten und in der Reproduktionsarbeit durch fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation. Die Grundlage dazu wird auf der Ebene der Wahrnehmung bzw. der Konstitution der eigenen Person gelegt durch Verinnerlichung „der“ minderwertigen und bösen Seite einer nur dichotom geordneten Welt. Zusammenfassend werden derartige Überlegungen heute mitgedacht, wenn von der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz bzw. Geschlechterhierarchie gesprochen wird: Die implizierten Dichotomisierungen wirken sich sowohl auf Geschlechterkonstruktionen als auch auf Naturkonzeptionen aus.

Wurden die Dekonstruktionen zum Naturbegriff vor allem von nordamerikanischen Philosophinnen vorangetrieben, so beruht der Diskurs um die Dekonstruktion des Identitätsbegriffes eher auf Arbeiten europäischer Historikerinnen und Kulturwissenschaftlerinnen. Dabei wird im Rahmen von Geschlechterverhältnissforschung das Augenmerk insbesondere auf die Veränderung der hierarchischen Geschlechterbeziehung gerichtet. Ein Beispiel sei hier kurz aufgezeigt: Während des Mittelalters bis zum Jahrhundert des Humanismus und der Reformation ist ein durch christliche Anthropologie geprägtes hierarchisches Ein-Geschlecht-Modell (Laqueur 1992) vorherrschend, in dem Mann und Frau von gleichem Fleisch sind, durch unterschiedliche Gottnähe bzw. -ferne jedoch in einem graduell, nicht essentiell hierarchischem Verhältnis zueinander stehen. Als komplementäres Verhältnis der Geschlechter betont es das Aufeinanderangewiesensein (z. B. Ökonomie des Ganzen Hauses). Erst durch die dynamischen und humanistisch-moralischen Facetten der Renaissance besteht die Gefahr, dass männliche Dominanz eventuell in

Frage gestellt wird, woraufhin Gegenreformation samt Hexenverfolgungen und der Absolutismus als Gegenbewegung und zur Sicherung patriarchalischer Herrschaft zu verzeichnen sind.

Die sich während der geistig-historischen Epoche der Aufklärung und der bürgerlichen Revolutionen durchsetzenden Ideale einer wissenschaftlich zu begründenden, natürlichen Weltordnung verändern die Art der Hierarchisierung: Die mit der männlichen Herrschaftssicherung ablaufenden Distanzierungen in Zusammenspiel mit der Eroberung fremder Kulturen produzieren den Begriff des Anderen. Dieser setzt den weißen europäischen Mann in Opposition zur heimischen Frau wie zum nicht-weißen Mann in der Fremde. Der Rückgriff auf göttliche Ordnung wird überflüssig, denn die Andersartigkeit wird als Natur begründet und als solche gegenüber dem männlichen Geist zur Minderwertigkeit. Aus der früheren Geschlechterkomplementarität wird die bis heute gültige Geschlechterpolarität (vgl. Duden 1999). Das damit einhergehende wissenschaftlich konnotierte Zwei-Geschlechter-Modell lenkt den sezierenden Blick von außen auf den geschlechtlichen Körper und blendet das bisherige Erfahren von innen weitestgehend aus (nicht nur hinsichtlich Körperbildern, sondern z. B. auch hinsichtlich Stadtbildern).

Gesichert wird diese Konstruktion bis heute durch ein bürgerlich-modernes Identitätskonzept. Die Wortwurzel von Identität bedeutet Einerlei / Ein-und-dasselbe-Sein. In Verbindung mit dem Wort Individuum, als dem Unteilbaren, Abgesonderten, spitzen sich beide Bedeutungen noch einmal zu: Das unteilbare Selbe wird zum End- und Angelpunkt, es ist mit sich selbst eins und von ihm geht alles aus. Das mit sich selbst identische Individuum entspricht seit dem 18. Jahrhundert dem Selbstentwurf des bürgerlichen Mannes. Von ihm aus gesehen wird alles, was nicht zu ihm gehört, zum ausgegrenzten Anderen, zum Nicht-Ich, das der Definitionsmacht des männlich beständigen, abgeschlossenen und selbstgewissen Subjektes unterliegt. In dieser Konstruktion wird das Weibliche als Nicht-Identisches ausgeschlossen – kann somit keine bürgerlich-moderne Identität gewinnen, sich nicht selbst bestimmen! Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp geben entsprechend für die Geltung des Weiblichen in der Gesellschaft drei aufeinander bezogene Dimensionen an (1987, S. 144f):

- Hinsichtlich der kulturellen symbolischen-repräsentativen Wertehierarchie ist Weiblichkeit gekennzeichnet durch diskriminierende Un-

terordnung und Minderbewertung, was eine Identifikation mit dem Mangel verlangt;

- hinsichtlich der regulativ-strukturierenden Dichotomisierung ist Weiblichkeit verwiesen auf die reduzierende Positionierung am Pol des Privaten, Naturhaften, Körperhaften und damit Nichtmännlichen, was in Bezug auf die soziale Stellung die Identifikation mit der deklassierten Rolle verlangt;

und schließlich – zum Ausgleich stilisiert –

- hinsichtlich der inhaltlich-materialen Bestimmung von Weiblichkeit ist es ihre sie auszeichnende Andersartigkeit, die eine Identifikation mit den Besonderheiten des Geschlechtes – z. B. mit Mütterlichkeit als vollendete Form der Weiblichkeit – verlangt.

An dieser identifizierenden und ausgrenzenden Logik, die dem europäischen Ordnungssystem innewohnt, hat sich die Frauenbewegung seit 150 Jahren in Auseinandersetzung um die Geschlechtsstereotypen abgearbeitet. Wurde in der Alten Frauenbewegung hauptsächlich gegen die Diskriminierung mittels Gleichheitsvorstellungen angegangen, analysierte die Neue Frauenbewegung dann vor allem die Reduzierung der Frauen durch die gesellschaftlichen Rollenzwänge und proklamierte Differenzvorstellungen mit eigener weiblicher Identität. Inzwischen ist deutlich geworden, dass die hierarchisierende Struktur der Zweigeschlechtlichkeit einschließlich der damit verknüpften zwangsweisen Heterosexualität nur in Frage zu stellen ist, wenn auch die Auszeichnung als weiblich oder männlich und der dem zugrundeliegende bürgerlich-moderne Identitätszwang aufgegeben werden. „Nur wo Identisches und Nicht-Identisches zugleich gedacht werden, geraten die Verhältnisse in Bewegung, kommen Kräfte und Gegenkräfte zum Vorschein, werden Lernprozesse und Veränderungen vorstellbar“ (ebd., S. 142).

Die aktuelle theoretische Diskussion um Geschlechterkonstitution plädiert deshalb ausgehend von der lebensweltlich verorteten Demonstration von Queer-Sein (vgl. Hark 1999) für Vielfalt und Aufhebung aller Dualisierungen. Dieses beinhaltet als Folge der Auseinandersetzung mit dem Faktum und den Elementen der Verschiedenheit die Einbindung wissenschaftlicher wie alltagspraktischer Entscheidungen in deren räumlichen und zeitlichen Kontext. Statt Gegenstände und Ereignisse als voneinander Getrennte nebeneinander zu stellen und allenfalls zu vergleichen, sollten sich zukünftige Konstruktionen nicht mehr auf die Definition von

Einheiten und Eindeutigkeiten kaprizieren, sondern vor allem die Relationen zwischen den Gegebenheiten betonen. Solches verlangt u. a. die Reflexion und Veränderung der bislang dominierenden Rationalitäts- bzw. Vernunftkriterien (vgl. Kulke 1988).

Thesen und Forschungsfragen

In Zuspitzung dieser Darlegungen möchte ich nun im abschließenden Teil auf derzeitige zentrale Themen feministischer Wissenschaftsanalyse eingehen, wie sie Elvira Scheich 1996 in ihrer Einleitung zur Dokumentation der Tagung "Geschlechterdifferenz und Naturkonzepte in der Modern: Beiträge zur feministischen Theorie" (Hamburger Institut für Sozialforschung) zusammengestellt hat. Dazu formuliere ich nun Thesen mit dazugehörigen Fragestellungen:

- Geschlechterdifferenz / -hierarchie ist als durchgängiger Subtext der Wissenschaftsgeschichte zu sehen (vgl. ebd., S. 9).

Zu fragen ist damit nach der gesellschaftlichen Herkunft der Bilder und Modelle, die z. B. soziale Ungleichheit als natürliche Differenz interpretieren und legitimieren. Dazu ist u. a. die politische Funktion von Naturwissenschaften zu berücksichtigen, da deren Konstruktionen aus patriarchalisch-hierarchischen Verhältnissen heraus entstanden sind und diese ihrerseits stützen: Die Modelle von Natur erscheinen neutral und verschleiern die implizierten Erkenntnisstrukturen. Auch mittels politikwissenschaftlicher Methodologien wird so ein Erkenntnismodell perpetuiert, das hierarchische Geschlechterbeziehung nachbildet, indem z. B. das Gebot objektiver Kontrolle und die Abwehr subjektiven Konstituierens nicht hinterfragt werden.

- Zwischen den historischen Erfahrungen von Frauen und der kulturellen Repräsentationsfunktion des Weiblichen besteht ein widersprüchliches Verhältnis (vgl. ebd., S. 15).

Eine wünschenswerte Denaturalisierung der Geschlechter hat Konsequenzen für individuelle Körpererfahrungen, jegliche Kommunikation, sexuelle Reproduktion oder die soziale Organisation der Arbeitsteilung und des gesellschaftlichen Raumes. Damit ist auch in politikwissenschaftlichen Problemfeldern zu fragen, weshalb und für wen z. B. der Unterschied zwischen Körpern und Maschinen oder zwischen Materie und Information bedeutungslos geworden ist, oder

wer die Definitionsmacht darüber hat, was Natur und was Artefakt oder was real und was virtuell ist?

- Wissenschaften regeln und gestalten das Verhältnis von Diskurs und Realität entsprechend dem Selbstverständnis des modernen Menschen (vgl. ebd., S. 15).

Derzeit ändern sich – ausgelöst durch feministische Diskurse – die Konstruktionen von Geschlecht wie die Einschätzungen von Rationalität. Entsprechend ist zu fragen, wie der Einsatz instrumenteller Vernunft die menschlichen Ideen und gesellschaftlichen Institutionen verwandelt bzw. die semiotischen und materiellen Struktur- und Prozesskategorien beeinflusst hat, oder wohin sich eine feministische Politikwissenschaft entwickeln kann, deren zentrale Kategorie Geschlecht nicht in dichotomischer Struktur festgeschrieben wird? Wie müssten sich z. B. Sozialstrukturanalysen ändern, wenn Geschlecht nicht mehr als dichotom kodierte Kategorie verwendet werden kann? Zumindest muss sich jede politische Praxis ausdifferenzieren, da der zunehmende Verlust an Eindeutigkeiten massiven Einfluss auf die Vergesellschaftung von Frauen und Männern hat.

- Für die abendländische Moderne ist historisch und kulturell grundlegend eine unmarkierte Erkenntnis- und Subjektposition, die sowohl vom Körper als auch von der sozialen und natürlichen Umgebung getrennt erscheint (vgl. ebd., S. 22f).

Betont wird zunehmend die Notwendigkeit einer moderneren kritischen Theorie, damit die Veränderungen im Verhältnis von Darstellung und Herstellung der Welt analysiert werden können: So prangert z. B. Donna Haraway (1996) die Irrationalitäten und Verzerrungen in der Rhetorik des Universalismus wie des Relativismus an und verweist auf die selbstgenügsame Ungebundenheit von Erkenntnis, die alle Grenzen transzendiert und jegliche Verantwortung ablehnt. Auch in den Politikwissenschaften ist zu überdenken, was eine Aufhebung dieser Trennungen für kritische Praxis bzw. politisches Engagement bedeuten kann. Und was folgt für die entsprechend unverortet konstruierten zentralen Konzepte der Fachdisziplin, wenn das Weibliche nicht mehr als Projektionsfläche für Beständigkeit, Begrenzung etc. nutzbar ist, nicht mehr Objekt ist, ohne Fähigkeit zur Imagination, zur Planung und Kontrolle? Alternativ zu der bisherigen der männlichen Identitätskonzeption angemessenen Subjekt-

position formuliert Donna Haraway ein multiples Erkenntnissubjekt mit einer „multidimensionalen Topographie“, widersprüchlich und unabgeschlossen, unzulänglich und verletzlich, uneinheitlich und nicht voraussetzungslos. Was heißt es für die Politik, wenn eine markierte Subjektposition im Erkenntnisprozess, die auf der Praxis-ebene mit der Anerkennung des Anderen einhergeht, die Spaltung von Wissen und Praxis aufzuheben verlangt?

Wenn ich mich nun im Ausblick der feministischen Vision „Wissenschaft war von Beginn an utopisch und visionär“ anschließe, sind aus den soeben angeschnittenen wissenschaftskritischen Thesen auch für die Praxis einer Politikwissenschaftlerin grundlegende Haltungen zusammenfassend abzuleiten:

- Wissensproduktion vollzieht sich in sozialen Strukturen, so dass jede Erkenntnis, ob in Wissenschaft oder Alltag, in Forschung oder Gestaltung, eine situierte ist;
- jedem objektiven Blick ist immer eine partiale Perspektive zu eigen und erst die Positionierung kann den Erkenntnisanspruch begründen;
- freizulegen sind Emanzipationspotenziale und unabhängige Kreativität, durch die das politische Feld verändernde Prozesse in Gang gesetzt werden können;
- konstitutiv ist die Anerkennung des Anderen.

Literatur

- Allmendinger, Jutta; von Stebut, Nina & Fuchs, Stefan (2002). *Frauen in der Wissenschaft* (Gutachten für die Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“ des Deutschen Bundestages – AU Stud 14/37).
<http://www.bundestag.de/gremien/welt/gutachten/index.html>
- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild & Riegraf, Birgit (Hg.). (2001). *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Becker-Schmidt, Regina (1999). *Frauen-, Geschlechter- und Geschlechterverhältnissforschung in Naturwissenschaft, Technik und Medizin* (elektronisches Dokument).
http://www.nffg.de/b_vortragbs.htm
- Becker-Schmidt, Regina (1985). Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. *Feministische Studien*, 4 (2), 93-104.
- Becker-Schmidt, Regina & Bilden, Helga (1991). Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In Uwe Flick et al. (Hg.), a. a. O. (S. 23-30).
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (1987). *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Beer, Ursula (1990). *Geschlecht, Struktur, Geschichte: Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt a. M.: Campus. [erstmalig 1989]
- Behnke, Cornelia & Meuser, Michael (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bovenschen, Silvia (1977). Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos. In Gabriele Becker et al. (Hg.), *Aus der Zeit der Verzweigung: Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes* (S. 259-312). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breckner, Ingrid & Sturm, Gabriele (i. A.). *Raumerkundung – gesellschaftliche Räume im Blickfeld von Wissenschaft und Praxis. Ein transdisziplinäres Methodenlehrbuch*.
- Bryman, Alan (1992). *Quantity and Quality in Social Research* (Contemporary Social Research 18). London, New York: Sage. [erstmalig 1988]
- Bührmann, Andrea; Diezinger, Angelika & Metz-Göckel, Sigrid (Hg.). (2000). *Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bund-Länder-Kommission – BLK (2002). *Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen* (elektronisches Dokument). http://www.blk-bonn.de/chancengleichheit_fuer_frauen.htm
- Degenhardt, Annette & Trautner, Hanns Martin (1979). Einleitung. In Annette Degenhardt & Hanns Martin Trautner (Hg.), *Geschlechtstypisches Verhalten: Mann und Frau in psychologischer Sicht* (S. 9-25). München: C.H. Beck.
- Dietzinger, Angelika; Kitzer, Hedwig; Anker, Ingrid; Bingel, Irma; Haas, Erika & Odierna, Simone (Hg.). (1994). *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Freiburg: Kore.

- Duden, Barbara (1999). Genus und das Objekt der Volkskunde im Licht der neuen Körpergeschichte. In Christel Köhle-Hezinger (Hg.), *Männlich – Weiblich: Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur*. Münster: Waxmann.
- Eichler, Margrit (1997). Feminist Methodology. *Current Sociology*, 45 (2), 9-36.
- Eichler, Margrit (1991). *Nonsexist Research Methods: A Practical Guide*. New York, London: Sage. [erstmalig 1988]
- femina politica V.i.G. (1997). *Erfahrung(en) mit Methode(n)* (femina politica: Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, 6. Jg., Heft 1). Berlin: Selbstverlag.
- Feministische Studien (1993). *Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘* (11. Jg., Nr. 2). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Flick, Uwe (1991). Triangulation. In Uwe Flick et al. (Hg.), a. a. O. (S. 432-434).
- Flick, Uwe; v. Kardorff, Ernst; Keupp, Heiner; v. Rosenstiel, Lutz & Wolff, Stephan (Hg.). (1991). *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. München: PVU.
- Fox Keller, Evelyn (1986). *Liebe, Macht und Erkenntnis: Männliche oder weibliche Wissenschaft?* München, Wien: Hanser. [Original erschien 1985]
- Hagemann-White, Carol; Kavemann, Barbara; Kootz, Johanna; Weinmann, Ute & Wildt, Carola C. (1981). *Hilfe für mißhandelte Frauen* (Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojektes Frauenhaus Berlin). Bonn: BMFFG.
- Haraway, Donna (1996). Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Elvira Scheich (Hg.), a. a. O. (S. 217-248).
- Haraway, Donna (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a. M., New York: Campus. [Original erschien 1991].
- Harding, Sandra (1994). *Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu*. Frankfurt a. M., New York: Campus. [Original erschien 1991].
- Harding, Sandra (1990). *Feministische Wissenschaftstheorie: Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument. [Original erschien 1986].
- Harding, Sandra (ed.). (1987). *Feminism and Methodology*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.
- Hark, Sabine (1999). *deviante Subjekte: die paradoxe Politik der Identität* (2. völlig überarb. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich. [erstmalig 1996].
- Hill, Paul B. (1988). Wissenschaftstheorie und empirische Sozialforschung. In Rainer Schnell, Paul B. Hill & Elke Esser, *Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 37-108). München: Oldenbourg.
- Irigaray, Luce (1979). Interview mit Marie-Francoise Hans und Gilles Lapouge. In Marie-Francoise Hans & Gilles Lapouge, *Die Frauen – Pornographie und Erotik*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand. [Original erschien 1978].
- Kleining, Gerhard (1991 a). Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In Uwe Flick et al. (Hg.), a. a. O. (S. 11-22).
- Kleining, Gerhard (1991 b). Das qualitative Experiment. In Uwe Flick et al. (Hg.), a. a. O. (S. 263-266).

- Klinger, Cornelia (1990). Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In Marianne Krüll (Hg.), *Wege aus der männlichen Wissenschaft* (S. 21-56). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Krais, Beate (Hg.). (2000). *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kriz, Jürgen, Lück, Helmut F. & Heidbrink, Horst (1990). *Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler* (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Kuhn, Hans-Werner & Massing, Peter (Hg.). (2000). *Methoden und Arbeitstechniken* (Lexikon der politischen Bildung Band 3, hrsg. von Georg Weißeno). Schwalbach/Ts.: Wochenschau.
- Kuhn, Thomas S. (1973). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (mit Postskriptum). Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Original erschien 1962]
- Kulke, Christine (Hg.). (1988). *Rationalität und sinnliche Vernunft: Frauen in der patriarchalen Realität*. Pfaffenweiler: Centaurus. [erstmalig 1985].
- Kulke, Christine & Scheich, Elvira (Hg.). (1992). *Zwielicht der Vernunft: Die Dialektik der Aufklärung aus der Sicht von Frauen*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2001). Was heißt und zu welchem Behufe studieren und betreiben wir feministische Politik(wissenschaft). In Ayla Satilmis & Telse Jacobs (Hg.), *Feministischer Eigensinn: Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft* (AS 283, S. 49-73). Hamburg: Argument.
- Laqueur, Thomas (1992). *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lamnek, Siegfried (1988). *Qualitative Sozialforschung Band 1: Methodologie*. München: PVU.
- Lautmann, Rüdiger (Red.). (1998). Empirische Sozialforschung – hart oder/und weich? *Soziologie – Mitteilungsblatt der DGS, Heft 3/98*, 39-54.
- Lenz, Ilse (1992). Geschlechterordnung oder Geschlechteraufbruch in der postindustriellen Veränderung? In Christine Kulke & Elvira Scheich (Hg.), *Zwielicht der Vernunft* (S. 107-118). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Mickel, Wolfgang W. (2000). Methodenbegriff. In Hans-Werner Kuhn & Peter Massing (Hg.), a. a. O. (S. 107-109).
- Merchant, Carolyn (1987). *Der Tod der Natur: Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. München: Beck. [Original erschien 1980].
- Mies, Maria (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 1*, 41-63.
- Müller, Ursula (1984). Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung? In Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hg.), a. a. O. (S. 29-50).
- Otte, Michael (1994). *Das Formale, das Soziale und das Subjektive: Eine Einführung in die Philosophie und Didaktik der Mathematik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Owens, Craig (1986/83). Der Diskurs der Anderen – Feministinnen und Postmoderne. In Andreas Huyssen & Klaus R. Scherpe (Hg.), *Postmoderne: Zeichen eines kulturellen Wandels* (S. 172-195). Reinbek: Rowohlt.
- Peirce, Charles S. (1983). *Phänomen und Logik der Zeichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Original erschien 1903]
- Projekt Feministische Theorien im Nordverbund (Hg.). (2000). *Subjekt und Erkenntnis: Einsichten in feministische Theoriebildung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Projekt für historische Geschlechterforschung (Hg.). (1996). *Was sind Frauen? Was sind Männer?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ritsert, Jürgen (1996). *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rosenthal, Gabriele (1990). Die Auswertung: Hermeneutische Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten. In Gabriele Rosenthal unter Mitarbeit von Christiane Grote (Hg.), *Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun* (S. 246-251). Opladen: Leske + Budrich.
- Sauer, Birgit (2001). Zur Geschlechtsblindheit der Politikwissenschaft. In Ayla Satilmis & Telse Jacobs (Hg.), *Feministischer Eigensinn: Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft* (AS 283, S. 74-90). Hamburg: Argument.
- Scheich, Elvira (Hg.). (1996). *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: Hamburger Edition HIS.
- Schlücker, Karin (2003). Zählen oder interpretieren, beobachten oder interagieren? Die Debatte um qualitative und/oder quantitative Methoden und das Verhältnis zwischen Forschenden und ihren Objekten. In Renate Niekant & Uta Schuchmann (Hg.), *Feministische Erkenntnisprozesse – Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis* (S. 105-120). Opladen: Leske + Budrich.
- Schmieder, Arnold (1984). Identität. In Harald Kerber & Arnold Schmieder (Hg.), *Handbuch Soziologie* (S. 229-234). Reinbek: Rowohlt.
- Schopenhauer, Arthur (1983). *Eristische Dialektik oder Die Kunst, Recht zu behalten*. Zürich.
- Sommeruniversität e.V. (Hg.). (1977). *Frauen und Wissenschaft* (Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976). Berlin.
- Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.). (1984). *Frauenforschung oder feministische Forschung?* (beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 11). Köln: Eigenverlag.
- Statistisches Bundesamt (2002). Studienanfängerquote im Studienjahr 2002 jetzt bei 37,5 %. Pressemitteilung vom 29. November 2002 (elektronisches Dokument). <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2002/p4230071.htm>
- Sturm, Gabriele (2006 a). Stichwort: Abduktion. In Joachim Behnke, Thomas Gschwend, Delia Schindler & Kai-Uwe Schnapp (Hg.), *Handbuch „Empirische Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren“* (S. 19-27). Baden-Baden: Nomos.
- Sturm, Gabriele (2006 b). Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis als Konfliktfeld. In Peter Imbusch & Ralf Zoll (Hg.), *Friedens- und Konfliktforschung: Eine Einführung* (4. überarbeitete Aufl., S. 405-440). Wiesbaden: VS.

- Sturm, Gabriele (2005). Methoden als Herrschaftswissen – zur verborgenen Syntax empirischer Wissenschaft. In Cilja Harders, Heike Kahlert & Delia Schindler (Hg.), *Forschungsfeld Politik: Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften* (Politik und Geschlecht, Bd. 15, S. 45-66). Wiesbaden: VS.
- Sturm, Gabriele (2004). Forschungsmethodologie – Vorüberlegungen für eine Evaluation feministischer (Sozial-)Forschung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 35, S. 342-350). Wiesbaden: VS.
- Sturm, Gabriele (2003 a). Der Begriff des Raums in der Physik – eine soziologische Perspektive. In Thomas Krämer-Badoni & Klaus Kuhm (Hg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum – Raum als Gegenstand der Soziologie* (Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 21, S. 233-249). Opladen: Leske + Budrich.
- Sturm, Gabriele (2003 b). Kategorie Geschlecht. In Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hg.), *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 1: Perspektiven auf feministische Wissenschaft* (S. 21-42). Marburg: Philipps-Universität.
- Sturm, Gabriele (2001). Herausforderungen politikwissenschaftlichen Denkens durch feministische Wissenschaftskritik. In Ayla Satilmis & Telse Jacobs (Hg.), *Feministischer Eigensinn: Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft* (AS 283, S. 91-104). Hamburg: Argument.
- Sturm, Gabriele (1995). Von der Natur zur Ökologie – oder: Wie patriarchal sind „unsere“ Umweltkonzepte? *Frei-Räume: Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen*, Bd. 8, 160-171.
- Sturm, Gabriele (1994). Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitatives oder quantifizierendes Vorgehen. In Angelika Dietzinger et al. (Hg.), *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (Forum Frauenforschung, Bd. 8, S. 85-104). Freiburg: Kore.
- Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. (Hg.). (1998). *Den Wechsel im Blick: Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987). Der Chor der Opfer ist verstummt. *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Heft 11, 71-84
- Verein Feministische Wissenschaft Schweiz & FrauenForum Naturwissenschaft (Hg.). (1991). *Im Widerstreit mit der Objektivität: Frauen in den Naturwissenschaften*. Zürich, Dortmund: eFeF-Verlag.
- Wetterer, Angelika (2000). Noch einmal: Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. In Beate Kraus (Hg.), a. a. O. (S. 195-221).
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993). Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der ‚methodischen Postulate zur Frauenforschung‘. *Feministische Studien*, 11 (2), 128-139.
- Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hg.). (1984). *Methoden in der Frauenforschung*. Frankfurt a. M.: R. G. Fischer.

autorin

Gabriele Sturm, geb. 1951, Dr. rer. soc., Dr. habil.

Nach dem Studium mehrjährige Forschungserfahrung in sozialpsychologischen Feldforschungsprojekten;

von 1987 bis 2004 als Dozentin an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld im Bereich „Methoden der empirischen Sozialforschung“, an der Fakultät Raumplanung der Universität Dortmund im Bereich „Soziologische Grundlagen der Raumplanung“, am Institut für Soziologie der Philosophischen Fakultät der TU Dresden im Bereich „Methoden der empirischen Sozialforschung“ und am Institut für Soziologie des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg;

seit 2005 als wissenschaftliche Projektleiterin im Referat „Raum- und Stadtbeobachtung“ des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung in Bonn.

Nebenberuflich zeitweilig tätig als Lehrbeauftragte und Gutachterin sowie als Beraterin und Evaluatorin für inter- und transdisziplinär arbeitende Projekte.

U. a. Mitarbeit in den feministischen Netzwerken:

Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung – IFF – an der Universität Bielefeld,

Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS,

AK Wissenschaftlerinnen NRW,

Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen – FOPA,

Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg (Gründungsmitglied und erste geschäftsführende Direktorin).

publikationen

Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hg.). *Schriften-Reihe*. Marburg: Philipps-Universität.

- Heft 1 Maltry, Karola & Sturm, Gabriele (Red.). (2003). *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 1: Perspektiven auf feministische Wissenschaft*.
- Heft 2 Maltry, Karola & Sturm, Gabriele (Red.). (2003). *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 2: Disziplinäre Zugänge zum Thema Geschlecht*.
- Heft 3 Maltry, Karola & Sturm, Gabriele (Red.). (2004). *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 3: Kulturwissenschaftlich-historische Perspektiven des Geschlechterverhältnisses*.
- Heft 4 Holland-Cunz, Barbara; Köllhofer, Nina; Löchel, Rolf; Maltry, Karola & Rausch, Renate (2002). *Zukunftswege von Frauen in Politik und Gesellschaft: Eine Delphi-Studie*.
- Heft 5 Maltry, Karola (Red.). (2004). *Zukünfte des Geschlechterverhältnisses*.
- Heft 6 Sturm, Gabriele (2004). *Beiträge zu feministischer Methodologie*.
- Heft 7 Maltry, Karola & Sturm, Gabriele (Red.). (2004). *Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft 4: Geschlechterrollen – Geschlechtsidentitäten*.
- Heft 8 Ludwig, Katrin (2005). Sichtbare Seelenkratzer. Selbstverletzendes Verhalten als Ausdrucksmöglichkeit und Bewältigungsversuch innerpsychischer Konflikte in der weiblichen Adoleszenz.
- Heft 10 Stach, Anna (2005). Arbeitslosigkeit. Verleugnete Dimensionen – prekäre Maßnahmen.
- Heft 11 Dzewas, Imke; Graf, Julia & Lieb, Anja (2007). Feministische Politik & Wissenschaft. Erweiterte Bibliographie zum gleichnamigen Reader.

Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hg.). *Material-Reihe* (Texte und Materialien zur Unterstützung des Studienprogramms ‚Gender Studies und feministische Wissenschaft‘). Marburg: Philipps-Universität.

- Heft 1 Liegl, Michael & Sturm, Gabriele (2003). *Geschlecht – Raum – Zeit*.
- Heft 2 Holmes, Amy & Rausch, Renate (2003). *Geschlecht und Globalisierung*.
- Heft 3 Müller, Ulrike & Heilmann, Christa M. (2003). *Kommunikation – Geschlecht – Neue Medien*.
- Heft 4 Martiny, Christel & Rohr, Elisabeth (2003). *Körper – Identität – Geschlecht*.

Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität
Geschäftsführende Direktorin: Elisabeth Rohr
Wissenschaftliche Geschäftsführung: Karola Maltry
Karl-von-Frisch-Straße 8a
35032 Marburg
Telefon: (0 64 21) 28 248 23
Telefax: (0 64 21) 28 248 41
E-Mail: genderzukunft@staff.uni-marburg.de
<http://www.uni-marburg.de/genderzukunft/>